literatur fetzen

№7
10.2026

Herausgeber:
Sven j. Olsson

Autoren:
Peter Reuter
Abil Hasanov
Stefan Müller
Claudia Freund
Katharina Dobrick
Tania Rupel Tera
Renate Sattler
Peter Berg
Erich Pfefferlen
Guido Luft
Simone Trieder
Peter H. E. Gogolin
Sandra Pioro
Carmen Winter
Sigune Schnabel
Johannes Richard Schindler
christA frontzeck
blumenleere
Jens-Philipp Gründler

Künstler:
Rittiner & Gomez

Fotografen:
Orlando El Mondry
Susan Madsen

Freundschaft

und andere Interessen

Verlagsprämie des Freistaats Bayern

Der Kulturmaschinen Verlag freut sich über den **Verlagspreis des Freistaats Bayern 2026.**

Einrede zum Thema ...

„Freundschaft und andere Interessen“, so lautet der Titel, dem wir diese Ausgabe widmen. Ihnen mein herzliches Willkommen bei uns in den „literatur fetzen“. Vor einem Jahr erschien die erste Ausgabe unseres Magazins. Und so passt der Titel bestens zu diesem ersten Geburtstag. Ihnen und Euch danke ich für die Freundschaft zu uns und den „literatur fetzen“. Ich danke für den Mut und die Ausdauer, uns zu lesen und manchmal gar zu verstehen. Ich danke für die Abonnements, die es uns ermöglichen, dieses Magazin auch weiterhin herausgeben zu können. Dem Verlag, den Kulturmaschinen, besonders dem Sven J. Olsson, dem Reimer Eilers und Martin Leander Briola ist heftig für Freundschaft und Vertrauen zu danken, schenkten sie uns doch den so wichtigen literarischen Heimathafen. Da wäre schlußendlich die Redaktion. Von Herzen danke ich Euch für Arbeit und Einsatz, für Geist und Geschriebenes, für Freude, Kollegialität und Zuneigung. Ohne Euch ginge nämlich überhaupt nichts. Ihr seid fürwahr eine tolle Truppe. Danke, danke, danke. Jetzt, liebe Leute, wird es mehr als persönlich, wenn ich mich dem Jürgen Fiege zuwende. Lieber bester Freund, Dir den Riesendank, dass Du Dich darauf eingelassen hast, mit mir den Sprung zu wagen und die „literatur fetzen“ auf die Welt zu bringen. Deine unnachahmliche Handschrift gibt dem Magazin ab der Ausgabe 01 das künstlerische Gesicht – und dies in einer außergewönlichen Gestaltung, die mehr als großartig ist. Regelmäßig sehen wir uns und bequatschen all das, was mit unseren Büchern und dem Magazin zu tun hat, loten Richtungen und Ansätze aus, wo wir uns literarisch hin bewegen wollen. Danke für unsere wunderbare Freundschaft und Zusammenarbeit. Und besonders freue ich mich auf Dein neues Buch, welches demnächst bei den Kulturmaschinen erscheinen wird. Es wird die Fortsetzung von „eine Wanderung in meinem Zaubergarten“ sein, welches 2022 erschienen ist. Ich freue mich sehr auf Deine Kalligrafien und philosophischen Texte.

Was aber ist Freundschaft? In WIKIPEDIA kann man dazu folgende Erklärung lesen: *„Freundschaft bezeichnet ein auf gegenseitiger Zuneigung beruhendes Verhältnis von Menschen zueinander, das sich durch Sympathie und Vertrauen auszeichnet. Eine in einer freundschaftlichen Beziehung stehende Person heißt Freund beziehungsweise Freundin. Freundschaften haben eine herausragende Bedeutung für Menschen und Gesellschaften. Schon antike Philosophen wie Aristoteles und Marcus Tullius Cicero haben sich mit der Freundschaft auseinandergesetzt.*
Im übertragenen Sinne bezeichnet Freundschaft ein gutes und oft vertraglich geregeltes politisches Verhältnis zwischen Völkern oder Nationen (zum Beispiel „deutsch-französische Freundschaft“). Das Gegenteil von Freundschaft ist Feindschaft.“

Interesse definiert sich bei WIKIPEDIA wie folgt: *„Interesse steht für eine Vorliebe/ Präferenz/Neigung. Präferenz, Vorliebe, Neigung oder Interesse bezeichnet das von einem Menschen aus verschiedenen Alternativen Bevorzugte. Eine Präferenz kann sich aus Wünschen, Idealen oder erhofften Vorteilen ergeben und sich in einer entsprechenden Entscheidung äußern.“*

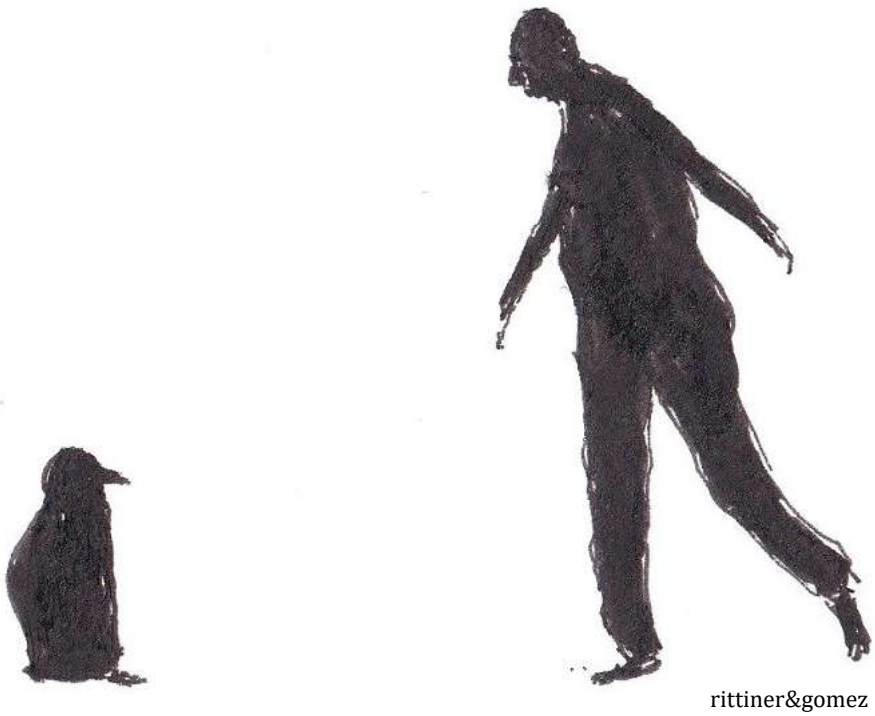
In der mir eigenen grenzenlosen Naivität lese ich aus diesen Definitionen, dass sie nicht in einem Widerspruch zueinander stehen, sondern dass sie sich ergänzen, begleiten, stützen, gar verstehen. Der Rahmen, welcher ihnen zur Verfügung steht, er bietet für beide Komponenten genug Platz. Und er bietet mehr als reichlich Platz für Sie, für Dich und mich – und für unsere Freundschaft als auch Gemeinsamkeit. Und dies scheint mir wundervoll. Freude auf Sie, auf Euch, willkommen.

Ihr

Peter Reuter

inhalt

Jürgen Fiege, Titelbild - **„literatur fetzen No. 7“, „**Freundschaft und andere Interessen**“.**
Peter Reuter, Innenseite, Einrede zum Thema ….
1 **Inhaltsverzeichnis.**
3 **Stefan Müller,** Editorial .
3 **Impressum.**
4 **Peter Reuter,** Freunde …
5 **Peter Reuter,** Von der Freundschaft und der Liebe - und von den Feinden ...
6 **Abil Hasanov,** DIE WÄRME EINER JACKE.
8 **Orlando El Mondry,** Fotograph, S. 8, 20, 32.
9 **Stefan Müller**, Wertvolle Menschen .
10 **Stefan Müller**, Marie Nr.2 .
11 **Stefan Müller**, Unbezahlbar .
13 **Claudia Freund,** Wann beginnt “nie wieder” ?
14 **Katharina Dobrick ,** Gefunden.
17 **Tania Rupel Tera,** ich habe mich vergessen .
18 **Renate Sattler**, Der Stein von Tyros, Dein Stein.
19 **Renate Sattler**, Mach dir um mich keine Sorgen .
21 **Peter Berg,** Letzte Ölung.
22 **Peter Berg,** Summe der Abzweigungen.
25 **Erich Pfefferlen**, Erinnerungen und Gedanken zum Thema „Freundschaft“ und „Freunde“ .
26 **Erich Pfefferlen**, Umwege, Alter Freund?
27 **Susan Madsen**, Fotografin, Seite 27, 58.
28 **Guido Luft,** Miniprosa zum Thema ‚Freundschaft‘ .
29 **Guido Luft,** Füreinander, Gemeinsam.
30 **Simone Trieder,** Baalberge.
31 **Simone Trieder,** Garage und Universum.
33 **Peter H. E. Gogolin,** Last time I saw Richard.
36 **Sandra Pioro,** Doch die Seelen vergessen nicht.
39 **Claudia Freund,** Rezension “Nie mehr still” von Sandra Pioro.
41 **Carmen Winter**, Kindheit.
42 **Sigune Schnabel,** Die Hänge trugen Gold, Zwischen Leben und Tod ist ein Türspalt.
43 **Sigune Schnabel,** Wenn Welten zusammenkommen, Ich überlasse die Worte sich selbst.
44 **Johannes Richard Schindler** *(pseudonym)*, Denkmal für die Besten.
46 **christA frontzeck,** INSELLEBEN.
47 **blumenleere,** jugendliche memoiren, das leben als labyrinth, ohne feste form.
48 **Liste der Autoren.**
50 **Jens-Philipp Gründler,** „(K)ein neuer Lautsprecher “ – Die Zeichenkunst von Rittiner & Gomez.
51 **Rittiner & Gomez,** Vita.
52 **Jens-Philipp Gründler,** ein Interview mit Rittiner & Gomez.
Rittiner & Gomez, aus seinem Werk, Seite 2, 4, 7, 12, 16, 24, 38, 40, 45, 59, 60, Rückseite.
54 **Peter Hoffmann,** Neue Entdeckungen in einer vertrauten Region - Renate Sattler.
56 **Jens-Philipp Gründler,** Keshias Geburtstag oder Die Blaue Stunde.
59 **„literatur fetzen“** und der Deutsche PEN laden ein …, Neue Talente gesucht!
Innenseite **Peter Reuter**, Ankündigung der nächsten Ausgaben.
Rücktitel **Rittiner & Gomez,** Skizze.



rittiner&gomez

editorial

impressum

literatur fetzen
Magazin für Kunst und Literatur

Herausgegeben vom:
Kulturmaschinen Verlag UG
(haftungsbeschränkt)
Kolpingstraße 10, DE-97199 Ochsenfurt,
www.kulturmaschinen.com,

Herausgeber:
Sven j. Olsson

Redaktion:
Peter Reuter, Chefredakteur,
verantwortlich für
Literatur, Lyrik und Außenkontakte.

Claudia Freund, stellvertretende Chefredakteurin, verantwortlich für Literatur, Lyrik und Außenkontakte.

Jürgen Fiege, verantwortlich für Gestaltung, Kunst und Außenkontakte.

Erich Pfefferlen, verantwortlich für Literatur, Lyrik und Außenkontakte, verantwortlich für Lektorat, Korrektur und Pressearbeit.

Jens-Philipp Gründler, verantwortlich für Literatur, Lyrik und Außenkontakte.

Stefan Müller, verantwortlich für Literatur, Lyrik und Außenkontakte.

Renate Sattler, verantwortlich für Literatur, Lyrik und Außenkontakte.

Kontakt Redaktion:
literatur fetzen, c/o Peter Reuter,
Gartenstraße 7A, 76889 Kapellen-Drusw.
Tel. 0177-3091500,
Redaktion-Literatur-Fetzen@t-online.de

Wir übernehmen keine Haftung für eingesandte Beiträge. Bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen liegen alle Rechte bei den Autorinnen und den Autoren. Alle sonstigen Rechte liegen beim Kulturmaschinen Verlag und bei den **literatur fetzen**. Für alle Inhalte und künstlerische Aussagen der Texte. Illustrationen und Fotografien liegt die Verantwortung bei den Urheberinnen und Urhebern selbst.

ISBN: 978-3-96763-445-7

ISSN 3053-5549 (Druck)
ISSN 3053-5557 (Digital)

Titel: **Jürgen Fiege,** „Strandgut“

Rücktitel: **Georg-Friedrich Wolf**

Liebe Leserinnen und Leser,

wir alle schätzen Bücher, Wörter und Sprache. Schlagen wir ein Buch auf, gleich welcher Art, so versinken wir darin im besten Sinne. Aus manch drohenden Tiefen des Alltags wechseln wir beim Lesen in ein friedvolles Meer der Worte. Der Klang der Sprache nimmt uns mit, gerne zu Abenteuern, aber auch ebenso gerne zu innerer Ruhe und Gleichklang. Gäbe es das Wort, die Sprache, das Buch nicht, so mangelte es der Welt an überaus wichtigen Ankern des Friedens. Überall dort, wo friedvolle Anker ihr gutes Werk verrichten, finden sich auch immer wieder Antagonisten, die dieses Werk anzweifeln und zerstören möchten.

Die Geschichte ist übervoll von diesen Beispielen, ganz gleich, ob man nun etwa auf mittelalterliche Hetzschriften, NS-Propaganda oder die Propaganda der aktuellen Diktatoren verweist. Ihnen allen ist und war gemein, dass sie Sprache zu Zwecken der negativen Lenkung miss-brauch(t)en, diese aber als positive Entscheidung verkauf(t)en. Sprache/ Worte/Bücher als Blendmittel, gewissermaßen zur Blendung und Betäubung des eigentlichen Sinns der Friedfertigkeit und der Verbundenheit. Diese Sprache im Zerrspiegel der Zeiten suggeriert nur friedliche Absichten, ihre wahre Absicht ist/war jedoch die Spaltung, um der Erstarkung ihrer Schöpfer willen.

Kein Zweifel, die Macht der Worte kann zu einer übergroßen und bedrohlichen Macht werden. Die Natur des Menschen lenkt ihn nicht immer zu friedlichen Absichten hin, auch das ist unbestritten. Jedoch zeigten und zeigen sich auch-bei aller Negativität- immer wieder positive Beispiele Sprachschaffender, denen es gelingt, Menschen aller Art miteinander zur Friedfertigkeit aufzurufen. Ob dies nun bewusst oder unbewusst geschieht, sei dahingestellt. Das Wesentliche ist, dass es geschieht. Denn dann besteht Hoffnung auf Wandel.

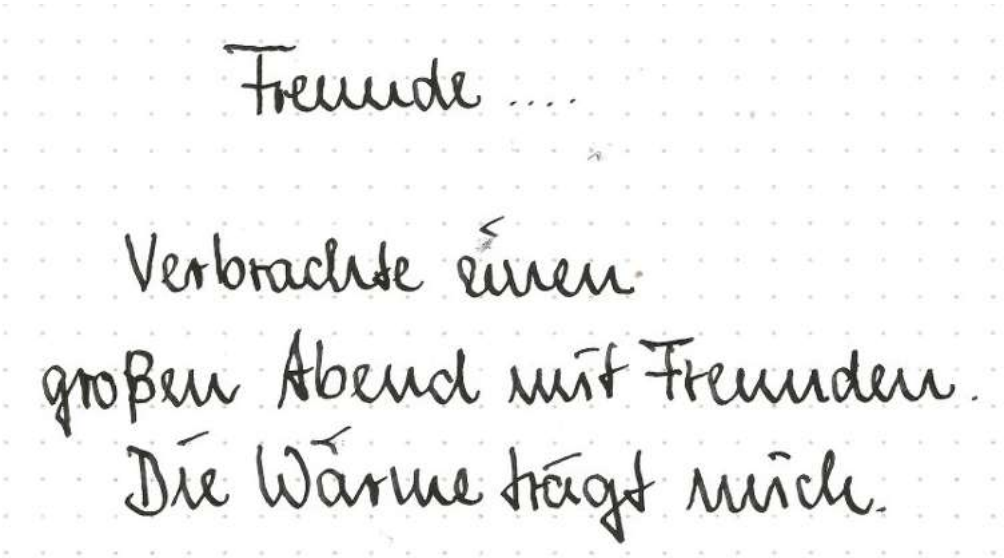
Bücher, Sprache, Worte, sind in der Lage, Menschen zu einen, Freund-schaften einzuleiten, auch über ideelle und reelle Grenzen hinweg. Dieses können sie jedoch nur im reinen, idealen Sinne tun, wenn der Mensch frei in seiner Wortwahl ist und nicht abhängig vom Wohl und Wehe einer übergeordneten Macht. Dort, wo Bücher verbrannt und verboten werden, wo ein einzelnes, völlig friedfertiges Wort mit furchtbaren Strafen belegt wird, ist diese Unabhängigkeit in höchster Gefahr- und somit auch Frieden und Freundschaft.

Abhängigkeiten entstehen auch dann, wenn der Zugang zum Lesen und Schreiben/zur Lesefähigkeit/Schreibfähigkeit verhindert wird. Ein kluger Mensch sagte „communicare est participare“, also „kommunizieren=teilhaben“. Dieses Motto lässt sich erweitern auf die Sätze „lesen=teilhaben“ und „schreiben=teilhaben“. In diesem Sinne: Verteidigen wir das Wort, ermuntern wir zur sprachlichen Teilhabe, schaffen wir ein Stück Frieden. Es ist wichtiger denn je.

In diesem Sinne auch viel Vergnügen bei der Lektüre des Magazins!

Ihr Stefan Müller

Peter Reuter
Seine Vita finden Sie auf Seite 48.





rittiner&gomez

Freunde…

Verbrachte einen
großen Abend mit Freunden.
Die Wärme trägt mich.

Von der Freundschaft und der Liebe - und von den Feinden …

Ende Januar 1945 hatte er seine Notgesellenprüfung absolviert. Wenn schon Soldat für Führer, Volk und Vaterland, dann aber nur mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung. Nach kurzem und heftigem Drill wurde er in die Tschechei geschickt. Man ging davon aus, dass er dort mutig bis zum Endsieg ein tapferer Krieger sei und Partisanen in dunklen Wäldern bekämpfe. 18 Jahre war er gerade geworden. Anfang April war der Schrecken zu Ende, ein großer neuer nahm seinen Anfang. Russische Truppen nahmen ihn gefangen. Als jungen und kräftigen Mann schickte man ihn in eine Erzgrube irgendwo in Sibirien. Das Bergwerk befand sich derart weit im Osten, dass die Russen auf eine Bewachung verzichteten. Die Kälte und die Wölfe sorgten dafür, dass niemand entkam. Ja, es muss wohl sehr kalt und unwirtlich gewesen sein. Er hat mir von dieser Zeit nur erzählt, wenn er getrunken hatte. Nüchtern war ihm dieser Rückblick ob der Schmerzen und Ängste nicht möglich. Auch vom Unfall in der Zeche erzählte er in diesen Momenten. Der Stollen war eingebrochen, hatte ihn begraben. Es schien, als wolle sich die russische Erde final vergewissern, dass er bei ihr bleiben würde. Aber man fand ihn, grub ihn aus und legte ihn zum Sterben in eine Kammer. Eine russische Mutter ließ sich nicht davon abhalten, ihn zu pflegen, zu waschen, zu füttern. Ihr Sohn war in Deutschland gefallen, ihm konnte sie nicht mehr Mutter sein. Sie teilte mit ihm das wenige Essen, hielt ihn warm und tröstete ihn – und er überlebte. Und so liebten ihn die Feindinnen und Feinde, er jene ebenso. Vier Jahre später, er war jetzt 23, kam er wieder nach Hause und war Flüchtling. Eigentlich war es ihm egal, meinem Vater. Er brachte sich Freundschaft und Liebe mit - was ihm aber niemand glauben wollte. Doch begleitete sie ihn sein ganzes Leben. Guter, lieber Vater.

Abil Hasanov
Seine Vita finden Sie auf Seite 48.

DIE WÄRME EINER JACKE

Bevor Milena auf die Welt kam, hatte ihr Vater die Familie bereits verlassen. Als ihre Mutter ihm mit hoffnungsvollen, freudigen Augen mitteilte, dass sie schwanger sei, wandte er sich ab und sagte mit kalter, harter Stimme: „Ich bin nicht dazu bereit, Vater zu werden." Von diesem Tag an veränderte sich alles – die farbenfrohen Träume zerbrachen, Hoffnung wich der Traurigkeit, und im Herzen der Frau wuchs Schmerz, während in ihrem Bauch ein Kind heranwuchs.

Milena lebte bis zu ihrem fünften Lebensjahr mit ihrer Mutter zusammen. In den Augen der Mutter flackerte manchmal eine seltsame Kälte, manchmal ein feuriger Zorn. Milena spürte oft, dass ihre Mutter in ihrem Gesicht den Schatten vergangener Schmerzen sah. Eines Tages schrie die Mutter wütend: „Wenn du nicht geboren worden wärest, wären wir glücklich gewesen!" Als Milena fünf Jahre alt war, brachte ihre Mutter sie zu ihrer Großmutter, um ein neues Leben zu beginnen. Jedes Mal, wenn sich die Tür öffnete, rannte Milena voller Hoffnung zu ihr hin und dachte: „Ist vielleicht mein Vater gekommen?"

Die Jahre vergingen. Milena wuchs unter der Obhut ihrer Großmutter auf. Die Großmutter kämmte ihr Haar, bereitete ihre Schulsachen vor und erzählte ihr Märchen. Für Milena war sie Mutter und Vater zugleich. In jeder Ecke des Hauses war ihre Wärme zu spüren, und der Duft ihrer Hände. Doch die Zeit blieb nicht stehen. Die Schritte der alten Frau wurden schwerer, ihr Blick müder. Eines Tages blieb sie im Bett liegen. Die Stille im Haus drückte auf Milenas Herz – sie spürte, dass etwas passieren würde, konnte aber nicht sagen, was.

Eines Morgens atmete die Großmutter nicht mehr. Das Haus erstarrte in Kälte. Milena blieb allein zurück. Dann kamen ihre Mutter und ihr Onkel. Das Haus und die Habseligkeiten der Großmutter wurden verkauft, das Geld geteilt. Das kleine Mädchen wurde ohne Erklärung, ohne Umarmung, ohne tröstende Worte in ein Waisenhaus gebracht. Ihre Eltern führten inzwischen ein neues Leben. Der Vater hatte geheiratet, eine Familie gegründet und Kinder bekommen. Auch die Mutter hatte erneut geheiratet und zog in ihrer neuen Familie andere Kinder groß. Manchmal wurde Milena zu ihnen gebracht, um ihre neuen Geschwister kennenzulernen.

Doch immer fragte sie sich: „Bin ich überhaupt ein Teil dieser Familie?" Ihre Eltern behandelten sie wie eine Besucherin. Sie hatte viele Geschwister, aber niemand von ihnen stand ihr nahe. Sie war allein. Jede Nacht blickte sie aus dem Fenster zu den Sternen und flüsterte: „Warum muss ich allein leben, obwohl ich Vater, Mutter, Schwestern und Brüder habe?"

Die Zeit verging. Milena wuchs heran, beendete die Schule und erlernte einen Beruf. Doch die Einsamkeit in ihrem Herzen blieb. Sie sehnte sich nach Liebe, aber es schien, als sähe niemand sie wirklich. Manchmal dachte sie: „Wenn mich nicht einmal meine eigenen Eltern lieben – wie sollen mich dann Fremde lieben?" Oft ging sie in den Park und setzte sich auf dieselbe Bank, um die Menschen zu beobachten.

Eines Tages sah sie auf der anderen Seite des Parks einen Mann, der mit seinen Kindern Federball spielte. Die Kinder – zwei Jungen und ein Mädchen – waren ungefähr in ihrem Alter. Die Mutter saß auf einer Bank, lächelte und sah ihnen zu. Milena hielt den Atem an. Vor ihr lag ein Bild des Glücks. Sie wünschte sich, selbst Teil einer solchen Familie zu sein. In ihrer Vorstellung war sie die Schwester dieser Kinder. „Wenn ich wählen könnte", dachte sie, „würde ich diesen fremden Mann zu meinem Vater machen." Sie bemerkte gar nicht, dass Tränen über ihr Gesicht liefen. Es war, als sähe sie einen Film. Da hörte sie plötzlich eine Stimme: „Hey, Mädchen! Komm mal her!" Milena erschrak. Der Mann, der mit seinen Kindern spielte, winkte ihr.

Ich?", fragte sie zögernd.
Er lächelte und nickte: „Ja, du. Wie heißt du?"
„Milena...", flüsterte sie.
Der Mann reichte ihr den Federballschläger:
„Ich bin müde. Magst du mich vertreten?"

Das Angebot kam so unerwartet, dass Milena einen Moment lang wie erstarrt dastand. Dann nahm sie schüchtern den Schläger.

„Kinder, Milena spielt jetzt für mich weiter!“, sagte der Mann und ging zu seiner Frau.

Zum ersten Mal spielte Milena mit anderen Kindern. Sie lachte, rannte, und für einen Augenblick vergaß sie all ihren Kummer. Nach einer Weile rief die Mutter die Kinder zu sich. Neben ihr stand ein junger Mann mit einer Plastiktüte in der Hand. Er verteilte Gebäck an die Kinder. Milena blieb in einiger Entfernung stehen – sie fühlte sich fremd. Die Frau lächelte und sagte:

„Komm doch her, mein Kind. Warum stellst du dich so weit weg?“
Milena trat zögernd näher. Die Frau reichte ihr ein Stück Gebäck und sagte: „Hier, das ist für dich.“

Milena nahm es überrascht entgegen. In ihrem Herzen breitete sich ein warmes Gefühl aus. Seit dem Tod ihrer Großmutter hatte niemand mehr so liebevoll mit ihr gesprochen. Von diesem Tag an wartete Milena jedes Wochenende sehnsuchtsvoll darauf, in den Park zu gehen. Dort spielte sie mit den Kindern Federball, lachte mit ihnen und fühlte sich mehr und mehr als Teil dieser Familie. Es war Herbst. Die Blätter bedeckten den Park wie ein goldener Teppich. Sie trafen sich wieder, spielten, gingen dann gemeinsam in ein kleines Restaurant, aßen leckeres Essen und verabschiedeten sich. Milena spürte ein vertrautes Stechen in der Brust – es wurde kälter, bald würde man sich wohl seltener sehen. Plötzlich donnerte es, Blitze zuckten über den Himmel, und ein starker Regen setzte ein. Milena hatte keinen Schirm. Ihr dünnes Kleid klebte an ihrem Körper, Wasser tropfte von ihren Haaren, und sie zitterte vor Kälte.

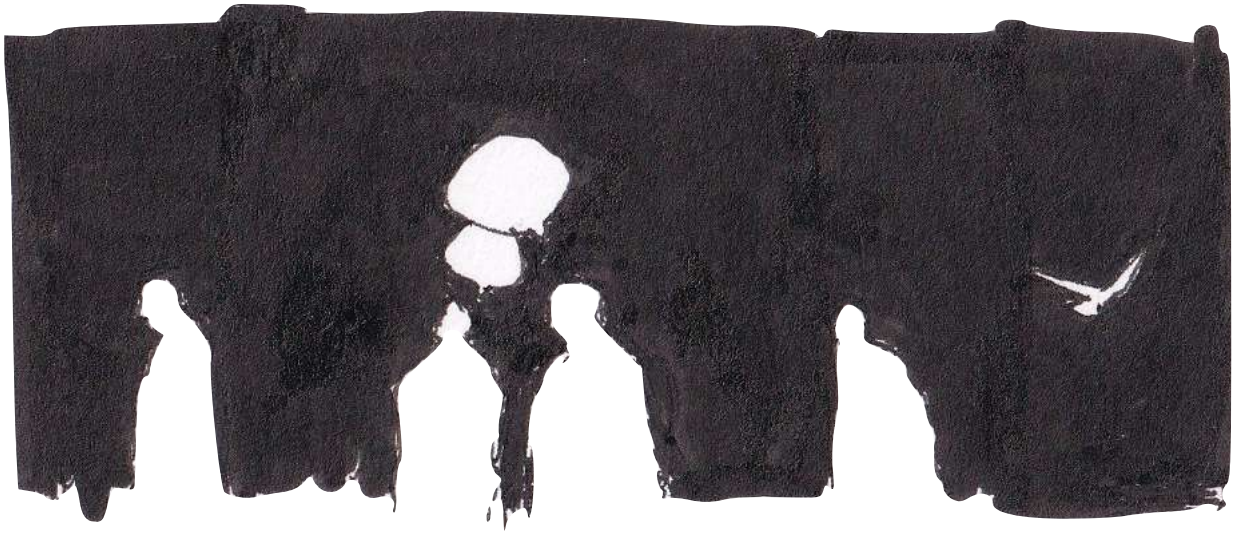
Ihr Zuhause war weit entfernt, doch sie ging nicht. Mit tränenden Augen sah sie der Familie nach, die lachend unter einem Schirm verschwand. Ein Gefühl von Sehnsucht und leiser Eifersucht ergriff sie. Da hörte sie eine sanfte Stimme:

„Du wirst dich erkälten...“

Etwas Warmes legte sich auf ihre Schultern – eine Jacke. Milena drehte sich erschrocken um. Es war der junge Mann, der den Kindern das Gebäck gebracht hatte – Kamil. Er lächelte und sagte:

„Komm, mit mir.“

Milena schwieg, zog die Jacke enger um sich. Kamil streckte ihr die Hand hin. Zögernd ergriff sie sie. Hand in Hand gingen sie durch den Regen, der Familie hinterher. Milenas Herz klopfte wild – zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich nicht mehr allein.



Orlando El Mondry



Stefan Müller
Seine Vita finden
Sie auf Seite 48.

Wertvolle Menschen
helles Licht
auf allen Wegen
lachende Sonne
an gewöhnlichen Tagen
sanfter Wind
in flauen Zeiten
einfach nur da
und trotzdem viel
nichts kommt bei ihnen
darauf an
wie du bist
kein Tanz
um ein einzelnes Wort
keine Hitze
wegen eines einzelnen Tons
keine goldenen Waagen
für winzige Maße
wenn es darauf ankommt
einfach nur da
und wenn es nicht darauf ankommt
auch einfach nur da
Gesang
Muße
Wein mit Schaum
ein Bild
zwei Bilder
nie ein Ende
mit Bildern
bunt
schwarz
und niemals
alleine grau

Marie Nr.2

Freitag, 27. März. Saßen aufrecht, tranken Kaffee, schlürften kalte Milch aus goldenen Bechern Viel Vergnügen Draußen S-Bahn Nr.4 Sommer kommt bald, ja, ja, Schaut einer ins Fenster hinein ? Wichtig? Von nebenan der besser übersehen Marie nippt Feine Finger gespreizt Noch mehr Kaffee ? Ohne Milch schwarz Nacht tags schlagen wir die Zeit tot sonst holt sie uns ein Hund unterm Tisch – bellt - höre ihn gar nicht Ohren überall und nirgends Wo bist du? Hier- oder nicht? Ist gut komme bald wieder Doch ach leiste mir doch Gesellschaft wann? Jetzt? Deine Hand? ja könnte ich nehmen so rauh lieber nicht Spaßvogel Spaß ? Lacht ist wieder da hinter Glas sitzen aber viel Vergnügen
Dachte mir wir gehen und kaufen Zuckerwatte klebt hält fest mag nicht fest sein Du da draußen streck deine Zunge raus kann sehen leben deine Wörter noch ?
Ach denken wir bald wieder ? Nein bin noch in den Wolken bleibe noch dort bis morgen mindestens nehme dich mit dann sind wir über – all vergessen ? schön hinter Glas liegen bald herauskommen ich habe einen Schlüssel borge ihn dir lange sehr lange für immer sieh mich an dein Blick edel warm gut sehe ihn jetzt auch bald spüren es wird warm heiss kalt eisig grün blau rot gelb farbig grau vielfach bunt unerklärlich nicht nötig
Seife am Boden gleite dahin wohin ? egal Marie du nimmst mich mit in die Verstandlosigkeit egal treibe dahin egal fließe weg egal Marie wenn es ein Wort gibt Marie dann Marie Marie stehen wir auf und kaufen Vanilleeis in großen Tüten? Ohne Kirschen ? Stehen wir auf oder bleiben doch besser hier besser? Egal ? was eigentlich? Wohin ? traumhaft bald oben bald unten gleichzeitig wolkenhaft teuflisch Immer noch Marie , habe verstanden
Laub an den Bäumen fällt nicht herab ist noch nicht Herbst erst Frühling ja, ja ? Komm doch mit hinaus ein Mann ohne alles steht dort trägt seine Seele in Fetzen am Leib Wir ? sind gut gekleidet? Schau höre sag mir was ist? Die Straße so laut schalten ab Doch doch mag dich sehr gerne schau höre sag mir wo ist der Mond ?
sprechen wir schweigen wir besser nichts sagen nur sehen nur hören bis bald ferne und nahe Seele



Stefan Müller
Seine Vita finden Sie auf Seite 48.

Unbezahlbar

gegenüber sitzen

schweigen können

lachen bis

in den Abgrund

verstehen

alles

was kommt

Bücher füllen

mit

Zeilen

aus kostbarer Zeit

einander tragen

auch wenn

die Seelen

zu schwer

geworden sind

und immer wieder

miteinander

aufstehen

wertvoll

unbezahlbar



rittiner&gomez



Claudia Freund
Ihre Vita finden Sie auf Seite 48.

Wann beginnt "nie wieder" ?

Fensterscheiben klirren

Hakenkreuze an Wänden

vor langer Zeit ?

Heute !

Juden werden ausgegrenzt

Restaurants schließen

vor langer Zeit ?

Jetzt !

Synagogen müssen beschützt werden

Davidsterne bedeuten Lebensgefahr

vor langer Zeit ?

In diesem Moment !

"Nie wieder" rufen wir im Chor

Doch die Worte verblassen

Auf Worte müssen Taten folgen

Heute !

Das Gestern mahnt

Alles kann sich wiederholen

Das Schweigen dröhnt so laut

Jetzt !

"Nie wieder" ist kein sanftes Ruhekissen

Wir brauchen Haltung mehr als Worte

Zeigen wir unser Gesicht

In diesem Moment !

Kein Platz für

Hetze und Hass

Kein Platz für Antisemitismus !

Katharina Dobrick
Ihre Vita finden Sie auf Seite 48.

Gefunden

In Gedanken versunken gehe ich barfuß am Strand entlang. Plötzlich stolpere ich. Ich erwachte wie aus einem Traum. Schuhe hätte ich anziehen sollen, denke ich und sehe eine Delle im Sand. Neugierig bücke ich mich danach und grabe vorsichtig etwas aus, das vollständig mit Matsch bedeckt ist. Es hat die Form einer Flasche. Ich werde doch nicht …!
Tatsächlich, es ist eine! Meine erste Flaschenpost! Geglaubt habe ich es nicht. Nun habe ich sie bei meiner Strandwanderung gefunden. Bringt sie mir Glück?

Mit zittrigen Händen berühre ich dieses geheimnisvolle Gefäß und befreie es vom Sand, Müll und einem Netz, das noch an ihm klebt. Wie lange lag mein Fundstück hier, ohne bemerkt zu werden? Wie viele Wellen sind über dieses Glas hinweggerauscht? Sorgsam verstaue ich es in meiner Tasche. Langsam gehe ich mit meiner Flaschenpost nach Hause. Dort wasche und trockne ich sie vorsichtig und betrachte meinen Fund von allen Seiten. Er ist mit einem Korken versehen, der versiegelt ist. Dann entdecke ich ein Symbol, das einer Taube ähnelt, mit einer Zahlenreihe, eingeritzt in das grüne Glas. Das Datum: 14. Juli 1864. Unglaublich! Was mag sie alles erlebt haben? Zutiefst berührt öffne ich vorsichtig die Versiegelung, die am Korken angebracht wurde.

„Was werde ich finden? Werde ich auf eine Schriftform stoßen, die ich gelernt habe? Wird es sich um eine Sprache handeln, die ich spreche und kenne?“

Mit einem Plopp ziehe ich den Korken heraus. Äußerst behutsam nehme ich das Schriftstück heraus, öffne das Band und breite es sorgfältig vor mir aus. Andächtig betrachte ich diese Schrift. Ich erinnere mich an diesen Schreibstil, den ich als Kind anfangs in der Schule und von meiner Mutter lernen durfte. Die Kurrent-Schrift. Eine geschwungene Schreibweise, die ich liebte und doch, eines Tages war sie verschwunden. Ich versuche, das Schreiben zu entziffern. Dieser Brief wurde von Georg von Neumayer aufgesetzt, und mit allerlei Formeln versehen. Er war mit der Norfolk als Forschungsreisender in der Antarktis unterwegs und hat mit Roald Amundsen eine neue Methode erfunden, um sich die Meeresströmung zunutze zu machen, die als Drift-Expedition bezeichnet wird. Zusammen mit Roald Amundsen, der als junger Mann bei ihm wohnte, hat er sie entwickelt. Er hat sich selbst als väterlicher Freund dieses norwegischen Polarforschers und Entdeckers bezeichnet. Der Altersunterschied war gewaltig, doch die gemeinsamen Ideen und Interessen, was sie noch miteinander entdecken wollten, haben sie freundschaftlich miteinander geteilt. Das gilt auch für Fridtjof Nansen und Fredrik Johannsen die, mit der Schiffscrew der Fram, in ähnlicher Mission unterwegs waren. Lange Zeit waren sie auf sich alleine gestellt und haben enorme Entbehrungen überstanden. Das geht nur, wenn ein gemeinsames Ziel besteht und in Freundschaft. Was alle Forscher verbindet, ist die Neugier auf neue Welten, die bestehenden Verhältnisse zu verbessern, neue Menschen zu treffen, Gerechtigkeit und es sticht besonders hervor, Frieden und Freundschaft.

Heute ist bekannt, dass Georg von Neumayer Tausende gut verschlossener Flaschen ins Meer werfen ließ. Inzwischen sind es die Treibbojen, die für die Messung der Strömung eingesetzt werden. In seiner Eigenschaft als Forscher hat er viele Länder und Menschen kennen- und schätzen gelernt.

Dieses Schreiben enthielt eine Bitte: Die Finder der Flaschenpost sollen den Fund melden und die Inhalte an die Norddeutsche Seewarte (heute: Bundesamt für Seeschifffahrt) schicken, die er gründete. Die eingravierte Taube war für ihn das Symbol des Friedens. Willkommen waren die Forscher nicht in allen Ländern, obwohl sie Tauben als Botschafter vorausschickten. Nachdem sie Zeiten des Widerstands durchlebt haben, sollte es ein Zeichen der Freundschaft sein.

An jenem 14. Juli 1864 ließ Georg von Neumayer diese Flaschenpost, die ich fand, bei Kap Hoorn über Bord werfen, mit einer Botschaft:

***Die Hoffnung gleitet über das Meer*.** Was soll sie uns sagen…? Heute ist bekannt, die Botschaften in der Flaschenpost und der Tauben sollten signalisieren, wir kommen in friedlicher Absicht.

Wie wird es uns ergehen, wenn wir zukünftig fremde Länder bereisen? Werden wir als Freunde willkommen geheißen? Wie wird es unserer Sprache ergehen? Wird sie eines Tages verschwunden sein? Wie unterhalten wir uns dann? Können wir es miteinander vergleichen? Was wird in einhundert Jahren sein?

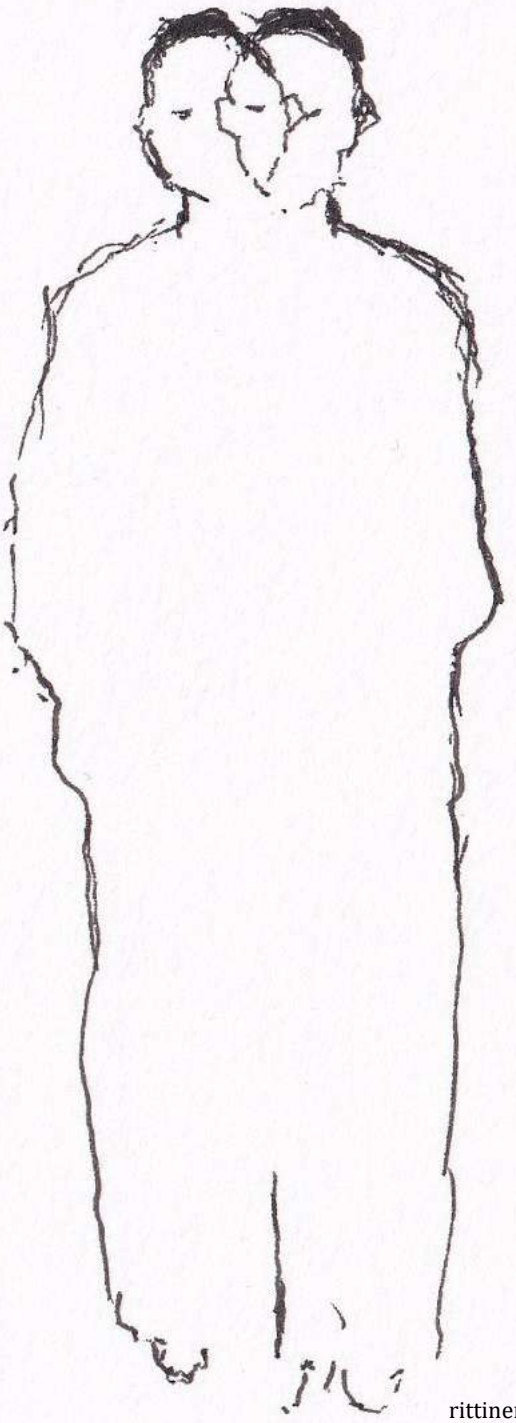
Heute, in diesen aufgewühlten, unsicheren Zeiten, in denen wir von willkürlich agierenden Narzissten regiert werden, verlieren wir sehr viel, insbesondere unsere Sprache und Kultur. Sie verrohen immer mehr. Die Menschen hören nicht mehr zu und reden aneinander vorbei. Daher gibt es immer mehr Kriege und Krisen. Warum ist das so? Gefühlt geht es nur um Macht, Geld und die Ausbeutung anderer Völker. Bei diesem Kampf ums Überleben verlieren wir alles, was uns bisher wichtig war. Das Zusammengehörigkeitsgefühl wird schweigend geopfert. Das bezieht sich nicht nur auf die Sprache. Auch Freundschaften gehen verloren.

Wie wohltuend ist es, wenn Menschen, die ähnlich ticken, sich treffen, austauschen und ihren Sprachstil bewahren. Es ist der Schatz, der in unserer Entwicklung angelegt und entwickelt wurde. Unser Kulturgut! Uns dieses nehmen zu wollen, ist ein Frevel an der Menschlichkeit. Dabei fallen mir insbesondere Nobelpreisträger ein, die nicht nur für ihre Ziele, sondern für Gerechtigkeit, die Liebe der Gesellschaften untereinander, Freundschaften und insbesondere für den Frieden, früher wie heute, gekämpft haben. Das verbindet uns. Fridtjof Nansen, Selma Lagerlöf, Astrid Lindgren sowie Heinrich Böll, haben mich sehr beeindruckt; Letzterer auch deshalb, weil er immer wieder von der *bewohnbaren Sprache* gesprochen und geschrieben hat. Sie sind hervorragende Vorbilder für Mut, Toleranz, Freundschaft und Frieden.

Was uns verbindet, ist die Lust am Geschriebenen, und künstlerischer Sprache, damit sie uns und der Nachwelt erhalten bleibt. Dabei sind Ländergrenzen unerheblich. Die sind eher eine Bereicherung.

Ich bin begeistert davon, dass es keine Rolle spielt, in welchem kulturellen Bereich wir uns bewegen. Wir unterstützen uns gegenseitig und lernen voneinander. Ich behaupte kühn: „Die Politik könnte von uns sehr viel lernen." Wir, die wir in der Kultur eine Heimat gefunden haben, schaffen Vertrauen, stärken menschliche Beziehungen und tragen somit zu einer positiveren Umgebung bei.

Die Hoffnung und Paloma, meine Friedenstaube, begleiten mich im Leben. Freundschaften, die sich durch das gemeinsame literarische Interesse entwickelt haben, sind eine große Bereicherung. Nicht nur die Menschen in meinen Schreibgruppen sind Freundinnen, ja sogar eine Art Familie für mich geworden, sondern es gibt mittlerweile viele Freunde, die mich unterstützen. Das gemeinsame, ja sogar fürsorgliche, Miteinander bedeutet für mich Freundschaft, in der wir ehrlich, vertrauensvoll und empathisch einander begegnen. Das findet sich in meiner Sprache wieder die, zusammen mit der Freundschaft, mein Schlüssel und Stützpfeiler der Gesellschaft sind. Sie tragen mich. Durch sie entsteht ein Netzwerk der Freundschaften in aller Welt, ohne sie gibt es keinen Frieden. Das war schon Fridtjof Nansen bewusst. Von ihm stammt: „Wir müssen in jedem Land auf der ganzen Welt Bande der Geschwisterlichkeit schmieden."



rittiner&gomez

****

ich habe mich vergessen
am Tresen / wie die Tasche gestern
wusste nicht, dass es mich noch gibt

ausgeleert / gedankenlose Gläser
daneben jene Konserve / kurzes *Hallo*
und die Maiskörner gingen nacheinander
fort / ihre weiten Felder zu suchen

ich suchte nichts / wartete durstig
auf die Leere / dass sie mich herunterschluckt
und gott weiß wo mich ausspuckt

wärst du nicht vor mir aufgetaucht
mit deinen verlorenen Augen
mit dem SorgenGleis dazwischen
hätte ich nie geglaubt / dass ich ein Zuhause habe

ich erinnere noch / wie holprig es war
aber du liefst standhaft
meiner Entgleisung entlang

Renate Sattler
Ihre Vita finden Sie auf Seite 48.

Der Stein von Tyros

Viel weiß ich nicht von ihm, nur, dass sein Vorname mit A beginnt. Auf einer Demonstration gegen den Gaza-Krieg ging er neben mir und überragte die Menge. Danach saßen wir in einem Café. Er musste sich zu mir beugen, als er sagte, er habe meine Rede auf der Kundgebung mit dem Gedicht für Palästina gehört. Es habe ihn sehr berührt und er fragte, ob ich einen Blick auf seine Lyrik werfen könne, ob sie etwas tauge.
Jeder junge Dichter ist mir willkommen, und so weben wir eine Brücke aus Mails. Kurz vor dem Ramadan, kurz vor Weihnachten – wie leicht könnte er zwischen die Fronten geraten - fragte er, was er mir aus seiner Heimat mitbringen solle. Er erzählte mir, dass er der Sohn eines Scheichs ist und aus einer antiken Stadt an der Küste des Libanon stammt. In seiner Familie gibt es Phönizier und Palästinenser.
Lange habe ich nachgedacht. Ein Seidentuch vom Suk, eine Kufiya oder eine Kette vielleicht? Wie konnte ich nur so lange überlegen, wo ich doch Steine sammle. Meine Sammlung besteht aus Obsidian vom Stromboli, Granit aus den Laurentian Mountains, Tuff aus Armenien, blauen Rundlingen aus dem Golf von Korinth. Feuersteine von der Kreideküste Rügens und Dänemarks verbinden sich mit Schiefer und Muschelkalk aus Thüringen. Einen Kreis bilden sie im Bücherregal. Freunde haben mir Steine aus Syrien und Montenegro geschenkt. Von A. habe ich mir einen Kiesel gewünscht.
Als er ihn mir gab, sagte er, dass er extra zum Strand gelaufen ist, um mir einen Stein aus dem Meer zu bringen. Hell und abgeschliffen liegt er in vorderster Reihe im Kreis. Seit Israel seine Heimat mit Bomben überzieht und ich fürchte, dass sie seine Mutter, Vater und Geschwister treffen, drücke ich diesen Stein immer öfter ganz fest in meiner Hand.

Dein Stein

Dein Stein vom Strand in Tyros
zittert in meiner Hand,
erweckt das Meer aus der Erinnerung.
Von Ferne höre ich es rauschen,
sehe wie tiefes Blau über antiken Säulen
ins Türkis hinein schimmert.
Seit heute mischt es sich mit Rot
und spiegelt die Flammen
nach der Detonation.
Von deinem Stein rinnt Salz
in meine Faust.

Renate Sattler
Ihre Vita finden Sie auf Seite 48.

Mach dir um mich keine Sorgen

Der Ockerhimmel taucht Höfe, Pferde und Büsche ins Abendlicht. Laternen gleißen mich an. Auf der Autobahn rauschen Fahrzeuge von West nach Ost, von Ost nach West. Hier stehe ich auf Kopfsteinpflaster im schwarzen Gewand, golden bestickt. Im Ausschnitt funkelt die Obsidiankette, die du für mich auf Vulcano gekauft hast. Wenn du mich so sehen könntest …
Außer dem Rauschen ist es still. Ist das Dorf schon gestorben?
Zwischen zwei Kornfeldern schreite ich. Der neue Wagen hat mich her getragen. Unser „schwarzes Pony“ hat auf dem Berg in Meißen mit einer Rauchwolke den Geist aufgegeben, als ich zum Seminargruppentreffen in diesem Frühling war. Ein Häuflein alter Leute ist aus uns geworden. Wir wollten ins Schloss Siebeneichen. Nach 40 Jahren bloß mal reingucken. Da ist ein Bildungsträger drin. Die Leiterin hat uns abgewiesen. Da hätte ich dich gern bei mir gewusst. Bin mir sicher, du hättest den Einlass erstritten.
Nun habe ich den Spanier, der von Ibiza flüstert. Weil er grün ist und ich mit ihm fliegen kann, habe ich ihn Quetzal getauft. Du kennst ihn nicht, aber fährst immer mit. Wie soll ich mich losreißen von dir? Dein Grab ist für den Stein. Du lebst in jeder Faser meines Seins.
Wir dürfen unsere Vergangenheit nicht mit rosa Tüll überziehen. Haben uns heiß geliebt, heftig gestritten. Manchmal schlugen wir mit Worten aufeinander ein. Nach den harten Diagnosen hielten wir uns fest aneinander. Zu selten haben wir uns in den Arm genommen, zu viel am Schreibtisch gesessen.
Eines Morgens hast du vom Bett aus gefragt: Wollen wir uns das Leben nehmen?
Nein, nein, ich komme nicht mit.
Wie nah du am Tod bist, wolltest du mir nicht sagen, und ich hab den schwarzen Vogel auf deinem Kopfkissen nicht erkannt. Du hast nicht mehr aufstehen können. Wenige Nächte später hast du einfach aufgehört zu atmen.

Sei froh, dass du nicht erleben musst, was mit uns geschieht. Schneller als ein Jet fliegt, zieht der Krieg heran. Erst war es die Ankündigung, die Armee aufzustocken. Dann kamen die Briefe an alle 18jährigen. Es gab Schulstreiks. Bundesweit. Wir waren zu wenige auf den Straßen. Jetzt wollen sie Reservisten einziehen. Kannst froh sein, dass du nicht in Frage kommst. Bald aber werden sie nach unserem Sohn greifen. Das lasse ich nicht zu. Jeder sieht Kriegswolken nahen und gießt seine Blumen, feiert Party im Garten, redet von Computerspielen und läuft mit dem Handy durch Parks. Vielleicht komme ich gar nicht zu dir. Werde nicht auf die erste Drohne warten. Wenn ich nur unser Kind mitnehmen kann, werden wir zu den Mohawk, zu Pauline, an den St.-Lorenz-Strom fliehen. Die Kette nehme ich mit.
Jeden Tag wird es schlimmer. An der Küste hat ein Schiffbauer den Auftrag, Unterseeboote für Kanada zu bauen. Sollen auch in der Arktis einsetzbar sein. Kann ich nach Kahnawake auch nicht mehr? Was wird aus uns? Und hier muckt keiner auf.
Zu spät, aber ich muss es dir trotzdem sagen. Fünfundachtzig, als du auf der Bühne im Hörsaal als Dozent vorgestellt wurdest, wusste ich: Der oder keiner. Dein brünettes Wellenhaar hatte sich mit dem Vollbart verbunden. In deinen Augen flielen Tag und Nacht zusammen.
Im Meißner Hügelland haben wir Rotwein getrunken. Deine Stube füllte sich mit Karorauch und dem Hauch aus der Ferne, die ins Vertraute rückte, als du von deinem Freund Marcello erzählt hast, der aus Chile nach Rudolstadt kam. Mit seinen Liedern hat er dir manche Geschichtsstunde bereichert. Deine Schüler haben dich dafür geliebt.
In diesem Augenblick tipple ich im schwindenden Licht zwischen Feldern am Weinberg in Hohenwarte. Erinnerst du dich an Weihnachten vor Jahren, als ich dir die Quellen gezeigt hab und wir vom Gipfel über die Aue schauten? Für dich war es ein Hügel, kamst aus dem Thüringer Wald. Den hab ich dir nicht bieten können. Ich, Kind der Aue, du, aus dem Weiratal am Roten Berg, der dein Dorf beschützt und sich über Saalfeld hin zieht, hielten uns hier an den Händen. Jetzt schmeckt die Abendluft nach Weizen, der auf den Schnitter wartet.



Peter Berg
Seine Vita finden Sie auf Seite 48.

Letzte Ölung

War das der Ton von Klangschalen? Herr im Himmel! Oder nur der Tinnitus? Weizel saß im Vorraum des Massagesalons und schloss seine Augen. War das wirklich nötig? Eigentlich war er doch jetzt schon ganz entspannt! Sein rechtes Bein zuckte dabei im Takt der Wartezimmeruhr.

Dann wurde er angewiesen, die Schuhe auszuziehen. Weizel schlüpfte in die ihm gereichten Filzlatschen, und sofort fühlte er sich im Nachteil. Wie ein Gladiator, der mit einem Frotteehandtuch zu einem Schwertkampf erscheint.
Obwohl, das traf es nicht ganz. Eher wie ein Kind, das nun nicht mehr durch Pfützen springen darf. Manchmal sah er sich so: Als freundliches Kind. Neugierig, offenherzig, knackende Knie. Alle anderen aber sahen ihn als gereizten Greis.

Nun wurde er zu einem Raum gelenkt. „Freimachen bitte!“ Und Weizel zog sich aus. Bis auf die Unterwäsche. Jetzt noch weiter im Nachteil, legte er sich unter das Handtuch. Nein, er war sicher nicht der Gladiator! Er war das Kind, das zusammengekauert auf eine Gutenachtgeschichte wartet.

Und jetzt? Die Masseurin war nicht wieder aufgetaucht. Sollte er nach ihr rufen? „Bin fertig!“ Denn das würde nicht passieren. Auf keinen Fall. Ein letzter Rest Würde sollte schon noch bleiben. Nur wie lange, glaubte sie, braucht ein Mensch, um sich zu entblößen? Denn genau das hatte er getan. Nicht mit Eifer, aber bereitwillig. Und wie lange, bis er zurück in die Filzpantoffeln schlüpfte, um nach ihr zu suchen?

Weizel vergaß manchmal. Jetzt war er vergessen worden. „Sie müssen sich entspannen!“, hatte sein Arzt befohlen. Er hatte ihm das Rezept wie einen Strafzettel ausgestellt. Die Strafe? „Infarkt. In ein bis zwei Jahren.“ Aber das hier war nicht gerade hilfreich! Das hier war … Ein Türquietschen riss ihn aus der Ungeduld. Da ist sie! Endlich.

Die Masseurin trug das Öl auf. Das Öl war zu kalt. Und die Musik war zu laut. 156 Euro pro Stunde. Minus Zuzahlung. Trotzdem. Für 156 Euro sollte niemand diese Musik ertragen müssen.

Weizel zuckte zusammen. Oh Gott! Die Milch. Hatte er vergessen, sie zurück in den Kühlschrank zu stellen? Dann zuckte er erneut, als sie unerwartet begann, seine Füße zu bearbeiten. Hoffentlich waren sie gut gewaschen.

Atmen! Konzentriere dich aufs Atmen. Ein und wieder aus. Ein und aus …
Ist es eigentlich unhöflich, nicht „Uh!“ zu sagen? Oder „Ah!“ Vielleicht ist es genau das, wofür eine Masseurin lebt! Wie die Opernsängerin für den Applaus. Vielleicht sollte er ein „Ah!“ probieren. Nicht dass sie denkt, er wüsste ihre Arbeit nicht zu schätzen.
Ein und wieder aus ... Atmen ist langweilig! Außerdem hätte er „nein“ zu dem Öl sagen sollen! Er würde riechen wie das Innere einer Damenhandtasche. Außerdem schmerzte es langsam, glaubte Weizel. Nein, eigentlich tat es sogar weh. Ist das normal? Sollte er was sagen? „Ah!“

Seit die Masseurin den Raum betreten hatte, erinnerte sich Weizel, ruhte sein Gesicht in dieser Kopfstütze. Eigentlich sogar länger! Bisher also hatte er sie gar nicht sehen können. Nur ab und zu mal einen Fuß mit roten Zehennägeln. Und gesprochen hatte sie bisher auch nicht! Wie also konnte er überhaupt wissen, dass sie das ist? Was, wenn irgend so ein Irrer seine Masseurin gefesselt hatte und nun ihren Platz einnahm? Vielleicht war das gar kein Nagellack! Vielleicht wurde er gerade malträtiert, von jemandem, der später als der „Massagenmörder“ bekannt würde, als „Wellnesswürger" oder „Handtuchhenker“!

Einatmen! Ausatmen! War da ein Geräusch? War noch jemand eingetreten? Weizel war sich nicht sicher. Wahrscheinlich war die Musik deshalb so laut. Damit die inzwischen seine Brieftasche durchsuchen konnten. Er hätte sie in seine Unterhose stecken sollen! Wenigstens den Wohnungsschlüssel.

Das Kneten an seinen Schultern stockte. Die Hände verschwanden. Ein Moment des Stillstands:
der Musik, des Atmens. Weizel hob den Kopf.
„Wie war das?“, wollte die Masseurin wissen.
„Entspannend“, antwortete er.

Dann streifte Weizel seine Sachen über und trat hinaus. Es hatte zu regnen begonnen. „Ein bis zwei Jahre“, murmelte er, bis ihm auffiel, dass er noch immer diese Filzlatschen trug. Er machte ein paar Schritte und blieb lächelnd stehen. Vor einer Pfütze. Ein klitzekleiner See, in dem sich der Himmel widerspiegelte.
Er atmete tief ein. Beugte die knackenden Knie. Und sprang.

Peter Berg
Seine Vita finden Sie auf Seite 48.

Summe der Abzweigungen

Das muss ein Deja Vu sein, glaubte Schröder. Nicht dass er dieselbe Situation schon einmal erlebt hätte. Dennoch kam es ihm irgendwie bekannt vor. Hauptsächlich Personen. Der Busfahrer, der Eisverkäufer und der Mann gegenüber, mit dem Kissen auf dem Fensterbrett.
Man sollte meinen, dass das normal ist, wenn man so lange am selben Ort lebt. Man kennt sich, man grüßt sich. Ihn grüßten jedoch auch Leute, die sich nicht einordnen ließen. Wie dieser eine Kerl. „Schröder!", rief er und streckte die Hand zum High Five aus. Schröder klatschte ab, aber kam nicht drauf. Wer war das? Eine Weile noch schaute er dem Typen hinterher. Seltsam nur, dass er sämtliche Passanten grüßte, mit einem High Five und einem fröhlichen „Schröder!"

Erst jetzt fiel ihm auf, dass seine Frau nicht mehr da war. Sie muss schon vorausgegangen sein! Er würde einfach hier warten, bei diesem Straßencafé mit Livemusik. Mein Gott, Elvis! Da kamen Erinnerungen hoch. „Ist hier noch frei?", fragte er. „Ja, bitte!" Als Jugendlicher hatte Schröder selber einmal mit dem Gedanken gespielt, Musiker zu werden. „Wer nicht, oder?", entgegnete sein Tischnachbar, „Sex, Drugs and Rock'n'roll!", leider sei seine Großmutter strikt dagegen gewesen.
„Ihre Großmutter?", fragte Schröder.
„Ja, alle haben immer gefragt, weshalb sie einen Schnurrbart hat. Aber so ist das eben, wenn man alt ist. Dann haben sie gefragt, weshalb sie einen Zylinderhut trägt. Und da haben wir allmählich gemerkt, dass mit Großmutter irgendwas nicht stimmt."
Schröder wusste nicht genau, was er darauf antworten sollte. Vielleicht war es auch an der Zeit zu gehen. Denn der Caféhaus-Elvis spielte nur Schnulzen. War er etwa der Einzige, dem das auffiel? Der Einzige mit Geschmack? Er blickte sich um und sah ausnahmslos Männer. Fast alle hatten eine Glatze. Im Grunde sahen sie sich ziemlich ähnlich. Der eine gleichwohl hatte eine Narbe am Kopf, genau an der Stelle, wo auch Schröder sie hatte. Nicht vom Beckenrand springen, Kumpel! Und dann war da noch ein anderer. Er trug ein Hemd, genau wie Schröder und sogar dieselben Schuhe. Was soll das?

Er muss wohl etwas verwirrt ausgesehen haben, als er, noch immer seine Frau vermissend, nach Hause lief, denn die Leute schauten ihn an. Leute, in denen er sich irgendwie auch wiedererkannte. Er ging am Schuhgeschäft Schröder vorbei, fragte sich, ob das schon immer da war, dann bei Hemden-Schröder und Schröders veganer Metzgerei. Komisches Deja Vu.

„Und Ihre Frau heißt Helena?", fragte der Polizist. Das war am nächsten Morgen. Schröder hatte kaum schlafen können, kein Wunder, also, dass er ein wenig daneben wirkte. Kann aber auch sein, dass es an der Pinnwand lag, mit dem Fahndungsbild. Es zeigte Schröder! Oder den Polizisten. Einen von beiden. „Ich kannte mal eine Helena", fuhr der Polizist fort, „vor dem Auslandssemester, ist ewig her." Dann wollte er wissen, was das Letzte ist, woran Schröder sich erinnere.
„Sie meinen, wann ich sie zuletzt gesehen habe? Das war im Park, bei unserem Baum. Den mit der Plakette!"
„Kenn ich! Ich weiß genau, welchen Sie meinen. Was stand da noch drauf?", versuchte der Polizist sich zu erinnern. „Irgendwas mit: Bürger, das ist für euch! Lernt es wertzuschätzen! Nein, das war es nicht." Er grübelte. „Jetzt hab ich's: Willkommen bei eurem ersten Date", zitierte er, „Wir hoffen, dass euch der Ausflug gefallen hat. Wenn manche Dinge anders wären, vielleicht, wenn einer von euch nicht ins Ausland gehen würde, für ein halbes Jahr, dann könnte dieser Ort etwas Besonderes werden. Ihr könntet euch regelmäßig hier treffen, euch zurückerinnern, eure Jubiläen feiern. Andererseits ist es vielleicht besser, nicht allzu viele Gedanken daran zu verschwenden. Es ist, was es ist."

Der Polizist war sichtlich stolz auf sein fotografisches Gedächtnis. Wahrscheinlich hatte Großmutter ihm diesen Job anempfohlen. Doch Schröder wagte nicht zu fragen. Er verbesserte ihn auch nicht. Denn unzählige Male hatte er diese Plakette gesehen. Es stand einfach nur „Eiche" darauf, in Klammern: „Quercus", und dann hatte er seinen Kopf zur Seite bewegt, und sie ihren, und ihre Lippen hatten sich berührt. Querkuss! Selbst nach 40 Jahren. Sie fanden das jedes Mal witzig.

Als Schröder ein paar Stunden später aus dem Flugzeug sprang, musste er feststellen, dass er gar keinen Fallschirm dabei hatte, zum Glück stand das Flugzeug noch am Terminal. Zum Glück ebenfalls war er nur eingeschlafen, auf seiner Couch. Doch er stand kurz davor, die Fenster aufzureißen, rauszuschreien: „Wer

von euch ist real?“ So kurz! Er fürchtete sich jedoch vor der Antwort. Was, wenn plötzlich alle stehen blieben, hochschauten und „Ich“ sagten? Dann wäre er offensichtlich verrückt. Und wenn keiner ihn beachtete, dann gäbe es ebenfalls nur einen einzigen, der hier verrückt wäre.

Schröder beschloss, in den Park zu gehen. Vielleicht könnte er dort seine Gedanken fassen. Und tatsächlich, das Grün beruhigte, alles wie immer. Ein paar Skulpturen, ein paar Enten, ein paar Jogger. Oder nur einer, der ihn immer und immer wieder überrundete, schwer zu sagen. Als er den Baum erreichte, zweifelte Schröder jedoch erneut. „He!“, rief er einen Spaziergänger herüber, „War hier nicht immer eine Plakette dran?“
„Kann schon sein, aber sicher wäre ich mich nicht!“ Interessiert beobachtete er nun, wie Schröder die Rinde abtastete. „Vielleicht war das nur Ihre Einbildung?“, sagte er, „Hab ich auch oft. Großmutter hat immer gesagt, ich wäre ein Träumer. Naja“, gab er zu, „sie hat viele komische Sachen gesagt. Großmutter, hab ich gebettelt, können wir ihn behalten?“
Schröder suchte inzwischen das Gras ab. „Und was hat sie geantwortet?“
„Sie hat geschmunzelt und sagte: Behalten? Wir essen ihn!“
„Lass mich raten“, entgegnete Schröder, „Großmutter trug einen Zylinderhut.“
Das würde zwar einiges erklären, der andere konnte sich jedoch nicht daran erinnern. Er bestand allerdings darauf, dass man sich nie sicher sein könnte. „Was, wenn Sie sich das nur ausgedacht haben?“, fragte er, „Was, wenn ich mir das ausgedacht habe? Vielleicht sind Sie ein Produkt meiner Fantasie. Vielleicht entspringt alles nur meiner Vorstellung!“
„Dann wären Sie Gott!“ Schröder hielt das für unwahrscheinlich. „Und wieso sollte die Plakette fehlen!“
„Verdrängung“, behauptete der andere.

Dieser Spaziergänger war keine große Hilfe gewesen, dennoch hatte es Schröder auf einen Gedanken gebracht. Mit forschem Gang schritt er nun vorbei an dem frisch ausgehobenen Grab und der Kirche, klingelte dann beim Pfarrer. Und er kam gleich zum Punkt: „Wo ist meine Frau? Was ist das hier alles? Ist das die Hölle?“ Noch immer empfand er es als äußerst seltsam, dass jede einzelne Person ihm ähnelte. „Die Hölle? Nein!“, der Pfarrer lächelte, „Hölle, das sind die anderen. Hier gibt es keine anderen!“ Schröder schwieg. Das war entweder sehr tröstlich oder das Schlimmste, was er je gehört hatte. Er kam nicht drauf.

Von da an sah man Schröder vorwiegend in jenem Straßencafé. Einmal hatte er diesen Kerl gefragt, nur um sicher zu gehen. „Wieso eigentlich sind hier nur Männer? Und wieso sehen wir alle gleich aus?“ Der Kerl hatte gelacht. „Wegen Länderspiel. Und wie sollten wir sonst aussehen? „He“, rief er, „wir haben einen Spaßvogel unter uns!“

Und mit der Zeit dämmerte es ihm. Sie sahen nicht alle gleich aus! Der da, im Muskelshirt, das war Schröder, nur dass er nach dem Probetraining durchgehalten hat. Der Kerl mit der goldenen Armbanduhr, das war auch Schröder. Wahrscheinlich hatte er Glück gehabt, mit seinem Rubbellos. Und dieser Kerl mit dem Kissen am Fensterbrett, ebenso Schröder, leider. Sie alle waren Schröder! Manche hatten Großmutter nie kennengelernt, einige führten trotzdem ein erfülltes Leben.

Zuerst fand er es sogar interessant, herauszufinden, wo sich diese Leben auseinanderentwickelt hatten. Später nicht mehr, dieselben Gene, kaum eine Ausrede. Außerdem fing es an, sich zu wiederholen. Diese Geschichte zum Beispiel mit dem Motivationsposter, die hatte er schon von anderen gehört, „Ich bin ich. Und ich kann alles tun, was ich will!“, stand darauf, „Aber manchmal, da habe ich mir gedacht ...“
„Poster!“, beendete Schröder, „Du wirst ein böses Erwachen haben!“
Und dann dieses Gelächter! Klang er selbst auch so?
Aber das war noch nicht mal das Schlimmste. Es waren jene Anekdoten, von denen er bisher noch nicht gehört hatte! Schröder wusste trotzdem, wie sie ausgehen. Es war, als würden andere für ihn mitdenken. In mehreren Varianten, wie ein Chor, der nicht geprobt hat.

„Helena!“, rief er. Oder dachte er. Oder dachte einer der anderen. „Helena!“ Schröder wusste, dass er sie geliebt hat. Er wusste, dass sie ihn liebte. Wo war sie?

„Sie muss schon vorausgegangen sein!“, hörte er. Seine Stimme, aus einem anderen Mund. Doch er ahnte es bereits: Nicht sie war vorausgegangen!



rittiner&gomez

Erich Pfefferlen
Seine Vita finden Sie auf Seite 48.

Die eigene Schulzeit ist eine sicherlich für jeden prägende Lebenszeit mit guten und weniger guten Erinnerungen, die man auch nach Jahrzehnten nicht vergisst. Erst recht, wenn man, wie ich, als seine Schulzeit nicht nur die des Schülerdaseins darunter versteht, sondern auch noch die eines Lehrerdaseins hinzufügen darf.
Es ist schon viele Jahre her, es muss wohl das Schuljahr 2009/2010 gewesen sein, als ich ein Erlebnis im Hinblick auf unser Themenheft „Freundschaft“ mit einer Schülerin hatte, die ich im Fach Deutsch unterrichtete, das mich mehr als nachdenklich gemacht hatte.

Kurz vor Unterrichtsbeginn kam die Schülerin mit strahlenden Augen auf mich zu und vertraute mir mit leiser Stimme ihr Geheimnis an, dass sie nun 300 (!) Freunde habe, Facebook-Freunde. Und ich war zunächst sprachlos, als sie mir, der ich zu dieser Zeit nicht viel über Facebook wusste, das sagte, als würde sie mir die Glückszahlen ihres Lotto Sechsers mitteilen. Und ich, ich konnte und wollte ihr Glücksgefühl nicht spontan schmälern, erwiderte ihr vertrauensvoll-freundliches Anlächeln.

Dieses besondere Erlebnis war später der Auslöser dafür, bereits wenig später in der Klasse dieser Schülerin das Thema Freundschaft in einer ganzen Unterrichtseinheit facettenreich und tiefgründig zu behandeln.

Erschreckend zu sehen war für mich dabei, bei wie vielen meiner Schüler zu Beginn der Unterrichtsreihe der Begriff „Freundschaft“ nur sehr vage in der Vorstellung existierte und nur allzu oft mit einer eher oberflächlichen Bekanntschaft geradezu gleichgesetzt wurde, eben wie auch bei typischen Facebook-Freunden. Wie erleichtert war ich nach ein paar Wochen, als am Ende der Unterrichtssequenz ein völlig anderes Bewusstsein vom Wort „Freundschaft“ und seiner Bedeutung entstanden war, Und auch darüber, dass der Lernerfolg sichtbare Spuren im weiteren Unterricht hinterlassen hat.

Da erinnerte ich mich an eine längst aus den Lehrplänen des Deutschunterrichts entfernte Aufsatzart, mit der ich als Schüler es in der Mittelstufe des Gymnasiums im Fach Deutsch noch zu tun hatte: die Begriffserläuterung, stets auch im Vergleich zu inhaltlich verwandten Begriffen, wobei Gemeinsamkeiten und Unterschiede präzise herausgearbeitet werden mussten.

Und mir wird nach so vielen Jahren und Jahrzehnten, gerade auch im Hinblick auf heute, erst so richtig bewusst, wie wertvoll für die Entwicklung von Sprache und Denken ein derartiger Unterricht für uns damals gewesen ist, und gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. Begriffe wie zum Beispiel „Job“ und „Beruf“ lernten wir zu vergleichen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Bedeutung zu erfassen, die Begriffe nicht „nur“ exakt zu definieren, sondern sie umfassend zu erläutern und unsere Aussagen dabei mit konkreten Beispielen zu belegen, auszuformulieren in einem ganzen Aufsatz. Dafür bekamen wir die nötige Zeit, zum Nach-denken, für einen Rohentwurf und schließlich die Reinschrift. Auch die Begriffe „Bekanntschaft“, „Kameradschaft“, „Freundschaft“, lernten wir, ich erinnere mich, zu erfassen und zu unterscheiden. Wir brauchten dafür viel Zeit, es war keine nutzlos verbrachte Zeit. Darauf blicke ich heute dankbarer denn je zurück – und denke zugleich kühn über eine Neuentdeckung und Zukunft dieser vergessenen Aufsatzart nach.

Umwege

Meine Lächelspuren
ohne Skorpion

von dir
aus dem Fenster geworfen
holen uns ein

ertauchen
ein Perlenmeer
aus den Tiefen der Freundschaft
durchfädeln sie alle
für unseren Strand

Alter Freund?

Neulich
begegnete ich
meinem stillsten Freund
allein

er kam
in der Großstadt
auf mich zu

lächelte mich an

doch ehe die Sprache
uns die Hände reichen konnte
zeigte mir der Rücken
seine Jacke
von einst



Susan Madsen

Guido Luft
Seine Vita finden Sie auf Seite 48.

Miniprosa zum Thema ‚Freundschaft'

Wenn man einen Freund oder eine Freundin nach der Jugendzeit aus den Augen verloren hat, ist es etwas ganz Besonderes, in ‚hohem Alter' ein Wiedersehen zu haben – mit der Neugier: wieviel ist an Gemeinsamkeit nach so vielen Jahren noch da und wie hat der andere sich entwickelt?

So habe ich erlebt, dass ein Freund aus einer gemeinsamen Zeit in der Jugendarbeit nach fast 40 Jahren mir eine Mail schrieb, nachdem er über Umwege meine Mail-Adresse herausbekommen hatte. Das war der Ausgangspunkt für Telefonate, Online-Meetings, Treffen mit tiefen Gesprächen und gemeinsamer Freizeit-Gestaltung. Wir spürten immer noch dieselbe Art von Humor und die gegenseitige Vertrautheit - das Interesse an dem Lebensweg und den Aktivitäten des anderen war groß. Dazu Schwelgen in der Vergangenheit, gegenseitig Erinnerungen hochbringend.

Aber Neugier und Unsicherheit stehen am Anfang: kann die frühere Verbindung wieder aufleben? Grundsätzlich muss jeder damit rechnen, dass Interessen, Weltanschauungen oder Lebensstile nicht mehr zusammenpassen. Das wäre dann schmerzhaft, aber auch eine ehrliche Erkenntnis. Was ist überbrückbar, was unüberbrückbar?

Unausweichliche Fragen kommen hoch: *Wer bist Du geworden?* Und ebenso: *Wer bin ich geworden?* Ist gegenseitige Toleranz da für die Eigenheiten des anderen und für essentielle Verschiedenheiten, die in der Jugend nicht spürbar, nicht sichtbar waren? Gehen wir das Wagnis ein, jetzt sogar eine Freizeit oder einen Urlaub miteinander zu machen?

Schön ist, wenn Menschen im höheren Alter gelassener miteinander umgehen: man muss sich nichts mehr beweisen – und kann sich auf das Wesentliche fokussieren, das man liebgewonnen hat. Aber wenn das Naturell, die Erfahrungen, Glück, Krisen und Entscheidungen grundverschiedene Leben geprägt haben, erkennen wir uns gegenseitig dann überhaupt wieder?
In Marcel Prousts Band „Die wiedergefundene Zeit" im Buch-Zyklus „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit" erlebt der Erzähler nach vielen Jahren Menschen, die sich extrem verändert haben und die er kaum erkennt.

Wie soll man damit umgehen, wenn der andere Mensch einem sehr verändert oder sogar höchst merkwürdig erscheint? Oder stattdessen das Gefühl entsteht, dass der andere sich überhaupt nicht verändert hat?

Für mich war es eine Freude, meinen Freund von damals zu ‚erkennen' und immer noch Gemeinsamkeiten zu erfahren. Dabei sind unsere Verschiedenheiten klarer spürbar als früher - er ist z.B. bodenständiger, ‚geerdeter' und ruhiger, mit klarem Tagesrhythmus, ich umtriebiger, ohne starren Rhythmus, experimentierfreudiger.

Der Prozess in der neu geschenkten Zeit ist auch eine Begegnung mit dem eigenen früheren Ich. Man erkennt im anderen nicht nur, was aus ihm geworden ist, sondern auch, welchen Weg man selbst gegangen ist. Bewegend, welche Entscheidungen, Zufälle und Begegnungen in all den Jahren geprägt haben – und ein wunderbares Geschenk, wenn Wesentliches alle Veränderungen überdauert hat.

Füreinander

Nähe und Distanz spielen
in unseren Wellen

Mut gefasst
weil die Angst
sich verlaufen hat
wortkarg wurde
als wir uns wiederfanden

füreinander da
auch über Meere hinweg

von Schattenschlag
zu Schattenschlag
verzeihen
geben und nehmen

Gemeinsam

Die Spur halten im Hagel
und neue Wege wagen
im ‚Wir' jeder für sich.

Gemeinsam in den Morgen
Staub zu Wasser Sonnenlicht
nimmt uns an die Hand.

Wohin geht Deine Reise?
Meine führt über Berge
jeden Tag gießen wir
Fragen aus.

Wohin geht meine Reise?
Deine führt über Berge
jeden Tag schenken wir uns
Antworten ein.

Simone Trieder
Ihre Vita finden Sie auf Seite 49.

Baalberge

Auf dem Weg nach Berlin musste ich in Baalberge umsteigen, das verordnete mir das praktische Deutschlandticket. Obwohl es nicht so aussah, als würde dort ein Zug planmäßig halten, bremste der Zug für mich ganz allein. Da stand ich, von der Morgensonne mild beschienen, vor mir die Ruine des Bahnhofgebäudes, hinter mir ein monströses Stellwerk – hier muss mal mehr losgewesen sein. Ein leichter Windzug fuhr durch das Gras, das über die unbefahrenen Gleise gewachsen war, durch die in eineinhalb Jahrhunderten Eisenbahngeschichte eingeschleppten invasiven Gewächse, die armenische Brombeere, das orientalische Zackenschötchen, die eben am Morgen ermüdende Nachtkerze. Und mich. Der Blick auf den kleinen gelben Abfahrtsplan beruhigte mich etwas, hier sollte in 27 Minuten ein Zug halten, der mich weiter in Richtung Berlin bringen würde.
Baalberge, Baalberge, ich grübelte in meinem Hirn, was es mir dazu erzählen kann. War das Baalberge, wo einst ein Lastkahn aufs Land hopste, weil die Druckwelle des Erdbebens von Lissabon 1755 bis hierher reichte? Aber, wo war der Fluss dazu? Doch wahrscheinlich die Saale. Was hab ich alles schon für kluge Sachen gelesen oder selbst geschrieben – und wieder vergessen. Ich trabe die einzige Straße entlang, kopfsteingepflastert, in lieblichem Schwung den Gegebenheiten der Landschaft folgend, von Kastanien gesäumt. Welch ein Gegensatz zu den Speckgürtelklötzern, die sich die Leute da hingesetzt hatten, den SUV gleich daneben. Auf einem Aushang lese ich von einem Feuerwehrfest, bei dem die Fuhnegeister auftreten, eine singende Kindergartengruppe. Ach, die Fuhne, hier? Dieses sumpfige, faulig stinkende Etwas, das sensationellerweise in zwei Himmelsrichtungen fließt. Doch auf diesem Rinnsal kam kein Lastkahn lang, auch nicht vor knapp 300 Jahren. Ich verliere das Gefühl für die Zeit und gehe lieber zurück an den Ort, von dem mein Zug abfährt. Baalberge. Keine Berge, nicht mal ein einziger. Und Baal? Den kenne ich aus Mendelssohns Elias. Tolles Chorstück. „Baal erhöre uns – send uns dein Feuer und vertilge den Feind“. Baal war der falsche Gott, der da angefleht wurde, hat aber trotzdem Spaß gemacht. Hey, du Baal, hast du was mit Baalberge zu tun?
Sind immer noch 20 Minuten. Ein langer Güterzug bremst lange und kreischend. Der Lokführer schaut aus dem kleinen Fenster der Lok und grüßt mich. Wen sollte er hier auch sonst grüßen? Bisher habe ich es vermieden, rumzugoogeln. Wollte Baalberge auf mich wirken lassen. Ahnungslos bleiben ist auch mal schön. Setze mich auf eine Wartebank aus Gitterdraht. Schön hart und ungemütlich. Hätte man nicht wenigstens hier, am Ende der Welt, mal eine etwas komfortablere Wartebank hinstellen können? Kommt hier ein Penner vorbei, dem das Pennen auf dem Bahnhof verleidet werden soll? Tatsächlich nähert sich bei Minute 17 und 45 Sekunden ein Mann in einem alten schlabbrigen Jogginganzug. Die Bezeichnung Anzug für diesen Gipfel der Konfektionsunkultur ist schon Blasphemie. Er durchsucht die Baalberger Müllbehälter nach Pfandprodukten. Es sei seine zweite Schicht, erklärte er mir leutselig, früh trage er die Zeitungen in Baalberge aus. Aus dem einen Abfallbehälter zieht er ein dickes Buch, betrachtet es abschätzig und legt es oben auf den Mülleimer. Dafür gibt es kein Pfand. Immerhin warf er es nicht zurück, sondern bot es Bedürftigeren an. Nach einem freundlichen Gruß hetzte er weiter zur dritten Schicht.
Ich sah mich um und langte nach dem Buch. 1000 Seiten Ken Follett. Muss ich mir Sorgen machen, sitzt man hier solange, bis 1000 Seiten Ken Follett weggelesen sind? Sturz der Titanen. Passt ja zu Baal, dessen Anhänger letztendlich gegen Elias verloren hatten. Wie das wohl Ken Follett findet, dass seine Titanen über Baalberge abstürzen? Eigentlich könnte er stolz sein. New York, London – keine Kunst. Wie fände ich es, hier ein Buch von mir zu finden? Nicht übel, es fiele unter: Sie ist herumgekommen.

Während ich also die Viertelminuten zähle, statt die Chance zu nutzen, über mein Leben nachzudenken, hier in Baalberge aufzustehen, um noch einmal ganz neu anzufangen – endlich buddhistisch entspannt alles anzunehmen, wie es kommt, statt ewig daran zu rackern, so erfolgreich zu sein wie Ken Follett – rennt da zwischen den Schienen des Gleises, von dem ich in ein paar Minuten abfahren möchte, ein Kaninchen. Folge dem Kaninchen, sagte doch irgendwer zu irgendwem. Doch bevor ich mich entschließen konnte, ihm hinterherzuhoppeln und meinem Leben eine neue Richtung zu geben, war es too late. Ein Zug fuhr ein! Plötzlich und unerwartet, eigentlich ein paar Minuten zu früh, aber wer weiß, ob hier noch mal ein Zug vorbei kommt.
Im Zug stellte ich googelnd fest, dass ich im falschen Zug saß, und – dass ich hier 20 endlose Minuten auf steinzeitlichem Boden gestanden hatte, eine ganze Epoche hieß: Baalberger Kultur!!

Simone Trieder
Ihre Vita finden Sie auf Seite 49.

Garage und Universum

Meine Mutter machte 1965 die Fahrprüfung. Sie fuhr wohl als erste Frau der Kleinstadt am Harzrand einen „himmelblauen“ Trabant. Das kleine Auto, bedeutungsvoll zur Limousine hochgejazzt, wurde wie die Fahrschule von Westgeld bezahlt: Genex = Geschenkdienst und Kleinexporte hieß dieses seltsame Ost-West-Gemauschel, das bedeutete, man musste nicht 100 Jahre auf die Fahrerlaubnis warten und keine 200 Jahre auf ein Auto. Offiziell meldete man sein Kind am besten direkt nach der Geburt bei der Fahrschule und für ein Auto an, so hatte das große Kind mit Anfang 20 vielleicht eine Chance. Ich füllte erst nach dem Abitur den Zettel, nicht größer als eine Postkarte, für einen Trabbi aus und bekam die Zusage schon nach elf Jahren – zu einer Zeit, als keiner mehr einen Trabant wollte, 1990.
Damit die Limousine vor 60 Jahren nicht im Regen stehen musste, spähte meine Mutter einen Schuppen, in dem früher wahrscheinlich Gartengeräte untergestellt wurden, als Garage aus. Offensichtlich hatte sie einen baukundigen Nachbarn gebeten, in die Schmalseite des Schuppens, auf die der Weg führte, eine Garagentür einzubauen. Der Trabbi passte geradeso hinein. Meine Mutter war eine schlanke Person und schob sich zwischen „Pappe“ und Mauer hindurch, Putzreste und Spinnweben blieben an ihren schicken Kostümen hängen. Alle anderen mussten vorher aussteigen.

Einmal erfuhr Mutters bröcklige Garage eine Metamorphose: Sie wurde zur Galerie. Das kam so: Meine Freundin Grita umwehte ein sagenhafter Ruf, als sie von der Großstadt Halle in unseren Ort zog. Sie spielte Klavier, sie hatte die Russischolympiade gewonnen und die Bezirksspartakiade in Leichtathletik. Und – sie konnte wunderbar zeichnen. Ich zeichnete schon immer gern, wenn auch nicht wunderbar, auch nicht gut. Kann sein, dass ich mir Heinrich Zille zum Paten machte, jedenfalls brachte ich mein Lieblingsbuch von Zille in die Schule mit zu Grita, die allein und unnahbar auf dem Schulhof stand. Ihre Antwort war knapp: „Das hab ich schon“. Trotzdem wurden wir Freundinnen. Zusammen zeichneten wir Comicstrips. Thema: unsere zukünftigen Lebensstationen bis zum Tod samt Grabstein. Wir sagten uns Karrieren als Filmstars, Zirkusartistinnen oder Lehrerinnen voraus. Wir zeichneten uns gegenseitig als Mütter von vielen unartigen Kindern. Als Geliebte oder Ehefrau des heimlich angehimmelten Mitschülers oder Chorsängers. Wie wir auf die Idee mit der Garagenausstellung kamen, ist mir entfallen. Wollte ich auch mein Talent anerkannt wissen? Wollten wir ganz pragmatisch meine Westverwandten ausnehmen? Um die Garagenwände zu füllen, malten wir exklusiv großformatige Werke. Es gab ein einziges Exemplar eines handgefertigten Kataloges, in dem alle Werke aufgeführt waren, professionell mit Bild, Technik, Maßen und Preis. Die Gäste der Vernissage waren meine Verwandten aus Köln, die freundlich – wie insgeheim erwartet – Westgeld spendeten. Aber sie nahmen unsere Blätter nicht mit nach Hause, was uns etwas kränkte. Vielleicht verstanden sie die Spende als Anzahlung, denn eines unserer Werke kostete 400.000 Mark. Es war ein Gemeinschaftswerk in Tusche und hieß: „Weltall“. Dieses heiße Ziel des Kalten Krieges schien in uns zu arbeiten. Als jüngere Schüler umzingelten uns ja die zukünftigen Kosmonauten. Wenn ich heute mit Grundschülern zu tun habe, erstaunt mich die Bodenhaftung ihrer Berufswünsche, Polizistin und Fußballer, manchmal ist ein Metzger dabei. Aber ins All will niemand. Für uns war das Anfang der 1970er vielleicht eine Art Fluchtpunkt: Es schien naheliegender ins All zu schauen als über die Mauer. Und möglicherweise dachten wir noch naiv: Das All gehört uns allen. Auf jeden Fall stellten wir uns damals in unserem teuren Bild das All sehr belebt und knallbunt vor – nicht so blass wie der himmelblaue Trabant.



Orlando El Mondry

Peter H. E. Gogolin
Seine Vita finden Sie auf Seite 49.

Last time I saw Richard

Er hatte mir vor Jahrzehnten einen *Ewigen Kalender* geschenkt, damals, als er noch Buchhändler war, ein bekanntes Antiquariat besaß und ich die meisten Bücher bei ihm bestellte. Der Kalender lag der ersten Lieferung der »Cahiers« von Paul Valéry bei, die ich abonniert hatte, und innen auf der Umschlagklappe fand ich in seiner Handschrift den Satz *»Möge unsere Freundschaft so lange halten wie der ewige Kalender«*. Darüber war ich natürlich erfreut, denn immerhin kannten wir uns damals, Anfang der 80ger Jahre bereits weit über zwei Jahrzehnte, genau genommen seit unserem sechsten Lebensjahr, als wir uns bei der Einschulung auf dem gepflasterten Pausenhof der Grundschule begegnet waren. Inzwischen hatten wir beide die Dreißig überschritten, und er schrieb so etwas. Obwohl unsere Freundschaft also zu diesem Zeitpunkt sehr viel länger dauerte, als die meisten anderen, und ein großer Vertrauensbeweis darin lag, so muss ich doch etwas skeptisch gewesen sein. Zumindest, was den Terminus *ewig* anging, denn ich notierte unter seinen Satz mit Bleistift »*Leider halten dafür die Leben nicht lang genug.«* Aber das hat er nie erfahren.

Richard war fünf Monate älter als ich und deshalb 1949 geboren worden. Das war ihm ungeheuer wichtig, und er behauptete gern nachdrücklich, dass meine Geburt zu Anfang Januar 1950 mich einer anderen Generation zuordnete.

Daran musste ich spontan denken, als mir M., unser Professor, 2009 auf der Frankfurter Buchmesse begegnete und nach kurzem Geplauder mitteilte, dass Richard gestorben sei. Ich erschrak heftig und dachte, dann bist du demnächst selbst dran. Die Generation vor dir ist schon weg.
M. sah die Bestürzung in meinem Gesicht. »Entschuldige«, sagte er sofort, »mir war nicht klar, dass du es nicht gewusst hast. Ich wollte nicht der Überbringer schlechter Nachrichten sein.« Er war es natürlich trotzdem. Aber das passte zu ihm. Er saß da, klein und verloren, vor einem winzigen Tischchen am Suhrkamp-Stand, ließ sich von einer der Verlagsfrauen ein stilles Wasser bringen, dem ich mich anschloss, und berichtete die Einzelheiten, soweit er sie kannte, oder zu kennen meinte. Am Ende hatte er das Bild eines Richard gezeichnet, der sich schlicht zu Tode gesoffen hatte und letztlich an Gehirnerweichung gestorben bzw. erstickt war, da die Schädigung des Gehirns zu einer Atemlähmung geführt haben musste. Unser Professor ist Medizinhistoriker und repetierte wohl aus der Erinnerung das Korsakov-Syndrom.

»Ich habe ihn wenige Wochen vor seinem Tod noch gesehen«, sagte er, »damals war ich von Düsseldorf kommend auf dem Rückweg nach Zürich und dachte, ich könne die Fahrt unterbrechen, um bei ihm im Laden vorbeizuschauen. Trotz seines Bankrotts hatte er ja seit einiger Zeit wieder einen Laden, der aber auf Roswithas Namen lief. Er saß ganz allein hinter seinem Schreibtisch, als ich hereinkam. Abgesehen von uns beiden war der Laden leer. Aber er hat mich gar nicht erkannt.«

Wenn das stimmte, so sprach es tatsächlich für einen besorgniserregenden Befund, denn wer den Professor auch nur einmal gesehen hat, der muss ihn eigentlich zwingend wiedererkennen. Und Richard kannte den Professor länger als ich. Er hatte ihn überhaupt erst nach Hamburg mitgebracht und mit mir bekannt gemacht, weil er annahm, dass wir viel gemeinsam hatten: Unser beider Medizinstudium, das Interesse an der Philosophie, der Musik und vor allem die Liebe zu den Büchern. Wobei Liebe vermutlich untertrieben ist, denn der Professor, der bei unserer von Richard inszenierten Begegnung noch längst kein Professor war, und ich waren Sammler. Hätte Richard statt mit antiquarischen Büchern mit Drogen gehandelt, dann hätte man ihn als unseren Dealer bezeichnen können. Wobei er allerdings nicht der einzige war, denn unsere Dealer saßen überall dort, wo Antiquariate zu finden waren, die wird auf unseren Streifzügen nach seltenen Büchern durchsuchen konnten. In der Zeit unserer beginnenden Freundschaft gab es keinen Tag, an dem ich nicht wenigstens zwei, drei Bücher für meine Bibliothek nach Hause brachte. Der Suchradius des Professors wurde dabei mit der Zeit schnell größer als der meine, denn während ich nur bis nach London und zu den Pariser Bouquinisten zwischen Pont-Marie und dem Quai du Louvre auf dem rechten Ufer und zwischen dem Quai de la Tournelle und Quai Voltaire auf dem linken Ufer der Seine vordrang, schickte er mir Postkarten aus aller Welt, auf denen die Hinweise auf seine Neuerwerbungen niemals fehlten. Seine Karten aus Rom, Venedig, Wien und Boston, die als Lesezeichen in meine Bücher wanderten, erzählten davon. Und wenn wir ein Buch erfolglos suchten, dann beauftragten wir Richard damit, es für uns zu finden, denn in der Zeit, noch ohne Internet, hatte er die besten Verbindungen. Und nun sollte er den Professor nicht mal mehr erkannt haben? Das hätte ich selbst dann nicht recht glauben wollen, wenn diese letzte Begegnung der beiden am Krankenbett kurz vor Richards Tod stattgefunden hätte. Und er saß immerhin in seinem neuen Laden und wartete auf Kundschaft. Das konnte kaum wahr sein. Er hätte völlig geschäftsunfähig sein müssen, wenn er den Professor nicht mehr erkannt hatte.

Ich konnte dem nicht weiter nachgehen, denn der Professor wurde zum Auftritt auf irgendeinem blauen Sofa gerufen. Ich hörte seiner Buchvorstellung noch zehn Minuten zu und ging dann zu eigenen Terminen weiter.

Nun wäre es lächerlich gewesen, wenn ich hätte behaupten wollen, dass Richard nicht getrunken hatte. Aber er trank Bier. Ich hatte während unserer jährlich wiederholten gemeinsamen Sommerurlaube mit den Familien selbst so manche Kiste *Tuborg* mit ihm geleert. Aber zu einer Gehirnerweichung hatte es selbst bei mir, der ich gern Wein trank, bislang nicht gereicht. Was war da also passiert?

Ich war ratlos, aber ich wusste nicht, wie ich das hätte aufklären sollen. Das gesamte einst so enge Beziehungsgeflecht unserer beiden Familien und vor allem die Freundschaft, die nach Richards Wünschen *ewig* dauern sollte, war in dem Moment gesprengt worden, als ich mich von meiner Frau scheiden ließ. Richard übernahm daraufhin meine über Jahrzehnte aufgebaute Bibliothek zum Verkauf, denn eine Scheidung verschlingt eine Menge Geld. Und übernahm auch, wie sich ganz nebenbei herausstellte, meine Ex-Frau. Hätte der Professor mich gefragt, wo oder wann ich Richard zuletzt gesehen hatte, ich hätte sagen müssen: In den Armen meiner Frau. Er hatte wohl fast ein Jahr hindurch an zwei Orten zugleich gelebt, wobei das schrittweise Ausräumen meiner Bibliothek, ihr Transport von Norddeutschland ins Ruhrgebiet und ihr sich hinziehender Verkauf, den offiziellen Vorwand lieferte. Und meine Ex-Frau, die zuvor immer behauptet hatte, für Richard brauche man pro Kuss einen Eimer zum Kotzen, hatte sich entweder während dieser Büchertransporte schnell an ihn gewöhnt oder sich halt eine Menge Eimer gekauft.

Nun gut, das war lange her, und trotz vieler widerstreitender Gefühle war es letztlich doch nur die Bibliothek, der ich nachtrauerte. Das ist ja das Schöne an einer Bibliothek. Auf Bücher kann man Anspruch erheben, auf einen Menschen niemals. Und so geriet ich in den Folgejahren immer mal wieder, wenn ich ein Buch suchte, etwas nachschlagen wollte oder schlicht mit jemandem über ein Buch sprach, in eine falsche Bibliothek. Denn ich hatte die Bücher, die Richard allesamt verkauft hatte, natürlich noch in meiner inneren Bibliothek, sprich in meinem Kopf, wusste genau, wo etwas in den Regalen stand, wie der Umschlag aussah, und bei Texten, die ich auswendig kannte, hätte ich sofort die richtige Seite finden können. Nur dass diese Bücher ebenso wenig existierten wie die Regale, die ich im Geiste immer noch abschreiten kann. Ich tröstete mich damit, dass Autoren wie Feuchtwanger oder Thomas Mann, als sie ins Exil mussten, ebenfalls ihre Bibliotheken verloren hatten. So wusste ich auch, dass man es überleben konnte.

Richard hatte nicht überlebt. Und obwohl ich anfangs, als ich von seiner Verbindung zu meiner Ex erfuhr, mal glaubte, ihn unbedingt ermorden zu müssen, da er trotz der Sache mit den Kotzeimern gesiegt zu haben schien, traten mit der Zeit doch auch wieder positive Erinnerungen an ihn hervor. So hatte er zum Beispiel Lesungen für mich in seiner Buchhandlung veranstaltet, wenn ich ein neues Buch veröffentlichte. Und ich habe ihm sogar einen Roman gewidmet, mit seinen Lebensdaten auf dem Vorsatzblatt - ein Epitaph, um der Welt bekannt zu machen, dass er gelebt hatte.

Und dann fiel mir etwas ein. Ich weiß nicht mehr warum. Und warum überhaupt so spät, denn es hätte das Erste sein müssen, was mir nach der Schilderung des Professors in den Sinn hätte kommen müssen. Richard hatte mir nämlich geschrieben oder doch zumindest zu schreiben versucht. Nun hatte das Schreiben von Briefen, das heute ganz aus der Welt verschwunden zu sein scheint, sowieso Tradition zwischen uns. Und in den Jahren, da ich an besondere Schreiborte fuhr, um meine Bücher zu verfassen, schrieben wir uns fast täglich, wobei ich, bevor ich an meine Prosa ging, einen Brief an meine Frau und einen an ihn gewissermaßen benutzte, um mich warmzuschreiben. Oft waren diese Briefe sehr umfangreich, und im Gegensatz zu meiner Frau, die mir, wenn ich Glück hatte, einmal pro Woche antwortete, schrieb Richard täglich und antwortete auf jeden Brief. In meinem Archiv gibt es mehrere Ordner mit unserer Korrespondenz.

Das änderte sich später natürlich, und nach der Trennung schrieben wir uns gar nicht mehr. Ach, es endete wohl schon, als ich meinen Wohnort nach Rom verlegte, denn ich erinnere mich, dass ich mir meine Buchbestellungen damals von einem Buchhändler in Hamburg-Eppendorf schicken ließ. Darum war es erstaunlich, dass es plötzlich wieder geschriebene Lebenszeichen von Richard gab. Sie erreichten mich meist in der Nacht, während ich noch am Computer saß und arbeitete. Es waren kurze Emails, mitunter bestanden sie nur aus einem *Hallo*, oder aus einem einzigen Satz, der noch dazu seltsam holperig abgefasst war, als hätten die Buchstaben nicht recht zueinander finden wollen. Einzelbuchstaben wechselten mit kurzen Wortbrocken, auf die ich oft ratlos blickte, ohne ihren Sinn deuten zu können. Und dementsprechend reagierte ich dann auch meist darauf, sagte ebenfalls Hallo und schön, dass Du mal wieder schreibst. Oder, ich habe Deine Mail nicht verstanden. Dann habe ich ihm auch sicher mal geraten, doch nochmals neu zu schreiben, wenn er wieder nüchtern sei. Ja, ich hatte genauso wie der Professor geglaubt, dass er, wenn er mir nachts diese verstümmelten Botschaften zukommen ließ, ständig betrunken war. Und als er mir einmal nach Wochen des Schweigens wieder etwas Unentzifferbares schickte, antwortete ich sehr ärgerlich, er solle doch bitte mal nüchtern werden und schauen, ob er noch Herr im eigenen Hause sei. Vorher würde ich ihm nicht mehr antworten. Daraufhin hörten diese Mails auf und Richard verschwand aus meinem Bewusstsein, bis ich den Professor auf der Buchmesse traf.

Dabei hätte es bleiben können. Die ewige Freundschaft hatte keinen Bestand gehabt. Ich war in ein anderes Leben gegangen oder doch zumindest auf dem Weg dorthin. Und Richard war in den Erebus verschwunden, mir vorausgegangen. In das Land der Unterwelt, das die Seele auf dem Weg zum Hades durchqueren muss.
Ich sage das so, weil er mir gewissermaßen zum letzten Mal begegnete, als ich damit befasst war, die *Cantos* des amerikanischen Lyrikers Ezra Pound zu übersetzen. Im ersten dieser Gesänge gibt es eine Stelle, an der Odysseus des toten Freundes Elpenor gedenkt, der ihm, der sich auf dem Weg in die Heimat wähnt, vorausgegangen ist. Dort heißt es:

Doch erst kam Elpenor, unser Freund Elpenor,
Unbegraben, zur Erde gestürzt,
Dessen Glieder wir bei Kirke zurückgelassen,
Unbeweint, nicht gewickelt in Leichentücher, anderer Bedrängnisse wegen.
Bemitleidenswerter Geist. Aufgewühlt rief ich ihm zu:
"Elpenor, wie fandest du an diese dunkle Küste?
Bist du zu Fuß uns Seeleuten vorausgeeilt?"
Und er in stockender Rede:
"Unglückliches Geschick und zuviel Wein. Ich schlief an Kirkes Feuer.
Stürzte ohne Halt die Leiter hinab,
Ich schlug gegen den Pfeiler
Brach mir das Genick, die Seele floh zum Hades.
Aber Dich, O König, bitt ich, gedenke meiner, unbeweint, unbegraben,
Türme meine Waffen zum Grabmal am Meeressaum und setze die Inschrift:
"Ein Glückloser, den Künftigen zur Mahnung.
*Und richte da mein Ruder auf, das ich schwang unter den Gefährten." **

Tatsächlich setzte ich damals während der Arbeit an meiner Übersetzung Richard mit Homers Elpenor gleich, wohl des zu frühen Todes des Freundes und, ich gestehe es, des vielen Weins wegen. Auch den Entschluss, ihm einen Roman zu widmen, fasste ich damals. So sehr hatte ich den Bericht des Professors vom Alkoholismus des Freundes und auch meine einschlägigen Erfahrungen mit ihm verinnerlicht.
Und erneut hätte es dabei bleiben können, Richard, der mir als ein bemitleidenswerter Geist, den unglückliches Geschick und der Alkohol zu Tode gebracht hatte, in Erinnerung bleiben würde. Wenn nicht, ja, wenn nicht eines Tages das Telefon geklingelt und sich H., Richards erste Frau, bei mir gemeldet hätte. Der Anruf überraschte mich sehr, doch H. hatte eine plausible Erklärung. Sie erzählte, dass sie sich im Veranstaltungs-Management selbstständig gemacht habe und in ihrem Stadtteil eine kleine Lese-Bühne betrieb. Ob ich nicht Lust hätte, dort aufzutreten und aus meinen Büchern zu lesen? Ich sagte zu, wir plauderten noch etwas, und am Ende drückte ich ihr sehr verspätet mein Beileid aus und betonte, dass es ja schade sei, dass Richard so viel getrunken habe.

Ich hatte gar nicht damit gerechnet, dass H. dazu etwas zu sagen hatte, denn schließlich waren Richard und sie bereits länger getrennt gewesen, wohl seit der Pleite mit seinem Buchladen. Der Professor hatte ja seine zweite Frau Roswitha und einen neuen Laden auf Roswithas Namen erwähnt. Aber H. entgegnete, die Geschichte mit dem Alkohol stamme wohl vom Professor und sei falsch. Richard sei vielmehr krank gewesen, er habe an ALS gelitten und sei, ähnlich wie der englische Physiker Stephen Hawking, am Ende nicht mehr fähig gewesen zu sprechen und habe sich kaum noch bewegen können.

Das war eine Erklärung, die mich schockierte, aber sie machte natürlich die seltsam verstümmelten Mails, die mich des Nachts erreicht hatten, plausibel. ALS, die amyotrophe Lateralsklerose ist eine nicht heilbare degenerative Erkrankung des motorischen Nervensystems, deren erste Symptome meist an den Extremitäten auftreten. Es beginnt mit einer zunehmenden Ungeschicklichkeit der Hände, Gangunsicherheiten und Schwäche in den Beinen.

Mein Auftritt auf H.s Lese-Bühne kam nie zustande. Richards verstümmelte Mailnachrichten leben in meiner Erinnerung fort als eine Warnung, dass man am Ende möglicherweise noch etwas wird sagen wollen, etwas erklären oder entschuldigen möchte, vielleicht wie Elpenor *den Künftigen zur Mahnung,* und dass man von Glück sagen kann, wenn jemand da ist, der die Botschaft hört und nicht, wie ich, missachtet.

Den Kalender besitze ich noch. Er ist voll mit Lebensdaten von alten Freunden, Verwandten und verschiedensten Künstlern, die mir wichtig sind. Viele Daten von Freunden sind inzwischen durchgestrichen, da sie mir vorausgegangen sind. Und der Kalender selbst zerfällt mehr und mehr, da die Bindung längst zerbrochen ist, eine Loseblatt-Sammlung nun, in der sich niemand außer mir zurechtfinden kann. Wie in meinen Erinnerungen halt.

Wohin gehen wir? Immer nach Hause.

*© Übersetzung des Textteils aus Ezra Pounds Canto I: Peter H. E. Gogolin

Sandra Pioro
Ihre Vita finden Sie auf Seite 49.

Doch die Seelen vergessen nicht

„Schreiben Sie etwas über Antisemitismus, Frau Pioro“.
„Darüber muss ich erstmal nachdenken“, erwidere ich.
Ich hole tief Luft, mein Kopf vernebelt sich, mein Nacken versteift. Kurz lese ich nach, was Copilot zu diesem Thema ausspuckt, als wüsste ich nicht was es bedeutet - wie absurd. Als könnte ich es nicht formulieren, die Emotionen sind größer als die Ratio.
Als Überschrift lese ich: „Antisemitismus bezeichnet Feindschaft, Hass und Vorurteile gegenüber Juden, unabhängig von ihrem individuellen Verhalten“.
Wikipedia formuliert: „Pauschale Judenfeindlichkeit als eine rund 2500 Jahre lange Tradition“. Dieses schöne Wort >Tradition< bleibt mir im Hals stecken. -Lässt sich nicht hinunterschlucken. Ich habe mich dazu entschlossen, meine Stimme zu erheben, „Nie mehr still“ zu sein, aufzuzeigen und das Schweigen zu brechen, und jetzt - zittern meine Hände. Sie zittern deswegen, weil Ausgrenzung sich tief in das Innerste meiner Seele eingebrannt hat. Seit meiner Kindheit lebe ich mit dem „Anderssein“. Mit der Angst der Gesellschaft vor dem Unbekannten und deren Auswirkungen. Wobei ich damals, als zirka Sechsjährige, nur schwer dessen Bedeutung verstand. Meiner Mutter bläute mir ein, wir Juden müssen besonders höflich und fleißig sein und uns möglichst unauffällig benehmen.
So wurde aus einem aufgeweckten Mädchen, ein stilles Mädchen- vor Ausgrenzung schütze es mich jedoch nicht. Vor Beschimpfungen von Mitschülern wie: „Mein Vater meint, die Juden sollte man wegsperren“ oder „Juden verpesten unsere reine Luft.“
Es gab viel Stille innerhalb der Familie und viel Schweigen. Schweigen, dass so unendlich laut durch die Gänge hallte, überall dort wo eigentlich das Gespräch hätte stattfinden müssen. Das Schweigen der Demütigungen, die ich über mich ergehen ließ und das Schweigen über das Vergangene. Das Verstummen über die Shoah. Man versuchte zu vergessen. Nach vorn zu schauen. Ins Leben zurückzukehren.
Doch die Seelen vergessen nicht. Im Inneren lebt all das Geschehene weiter, vererbt sich von Generation zu Generation, und setzt sich als Trauma tief in uns fest- und zwar in uns allen. Wir alle tragen etwas davon in uns. Die Opfer der Opferfamilien und die Opfer der Täterfamilien.

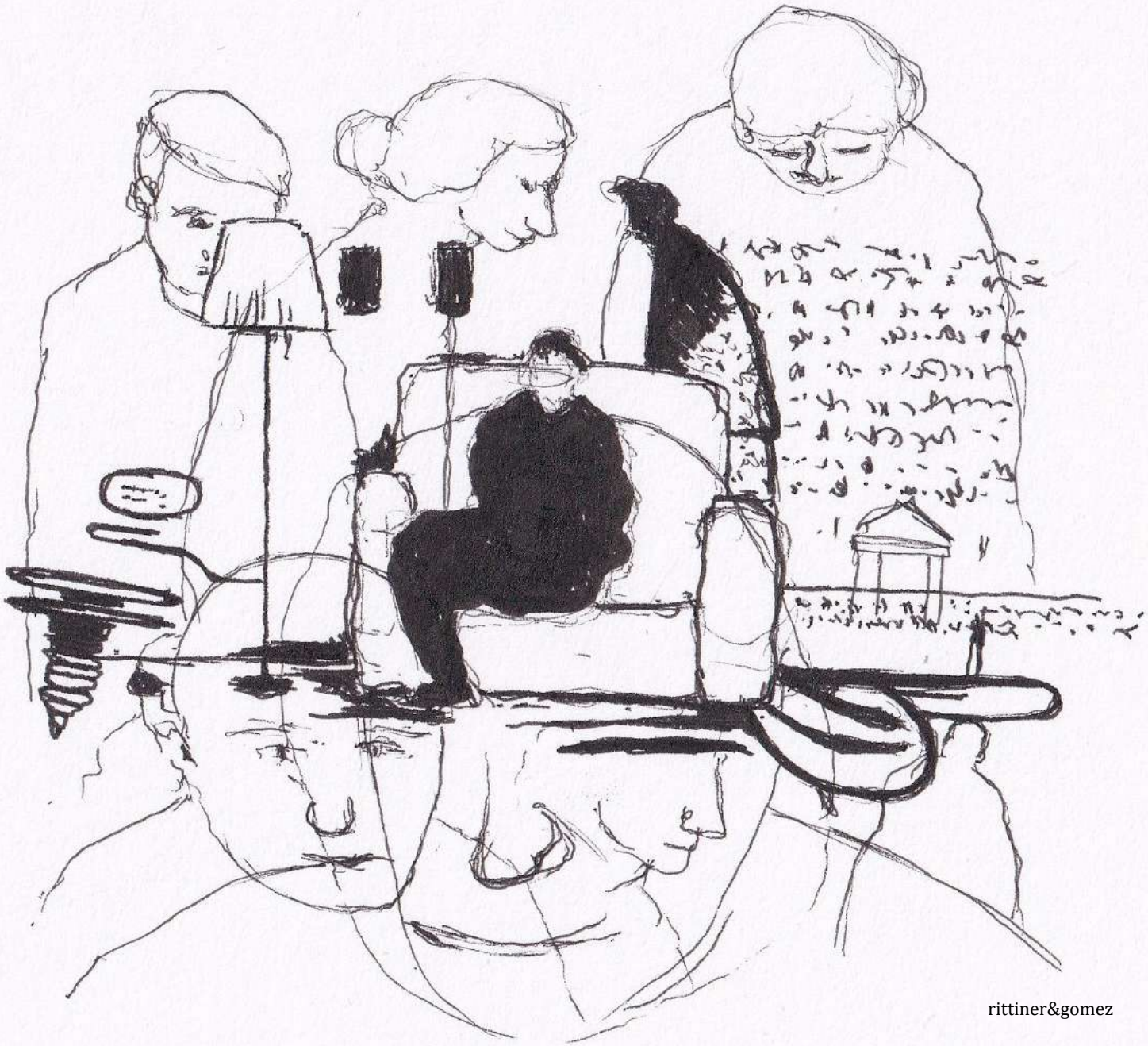
Wir, die Gesellschaft müssen damit umgehen und dazu ist es unumgänglich, die Wahrheit unserer Geschichte zu kennen, damit wir der „Tradition des Antisemitismus“ in der Gegenwart Einhalt gebieten können.
Mein Vater hat als Einziger seiner Familie den Holocaust überlebt. Alle anderen Familienmitglieder, meine Großeltern, Tanten, Onkeln, Cousinen und Cousins sind in Auschwitz ermordet worden. Diese tiefe Trauer und die schwere Last, aber vor allem der Nebel der Unwissenheit konnte in meiner Familie nicht überwunden werden. Die Liebe zwischen meinen Eltern hielt dem nicht stand. Meine Brüder reagierten mit schweren Krankheiten. Die Spirale drehte sich mehr und mehr nach unten. Die Familie zerbrach.
Ein Zitat aus meinem Buch*:*

Ich hatte nach dem Tod meines Bruders begriffen, dass ich fortgehen musste, um mein Leben in die Hand nehmen zu können. Fortgehen, um zu überleben und mich aus dem Sog zu befreien, den meine Familie umgab, mich aus dem Abgrund des Schweigens über die Vergangenheit und die transgenerationalen Traumata zu ziehen, die all die furchtbaren Auswirkungen nach sich zogen. Gegen den Virus, an dem meine Familie erkrankt war, half nur die Distanz.

Anhand meiner Familiengeschichte lässt sich verdeutlichen, wie wichtig es ist, die Geschichte in unseren Familien zu kennen und aufzuarbeiten, jeder für sich selbst, aber auch für unsere Kinder und Kindeskinder.
Ich beschloss meine Familiengeschichte aufzuarbeiten, als ich schon lange in meinem selbstgewählten Exil – Österreich - lebte, denn ich nahm nicht nur einen Koffer und ein paar Möbel mit in mein neues Zuhause, sondern auch all meine verborgenen Traumata. Erst danach kam langsam und sachte die ersehnte Befreiung, denn nur die Wahrheiten, seien sie auch noch so schmerzlich, können die heilende Wirkung herbeiführen.
Auch vor dem Antisemitismus konnte ich nicht davonlaufen, denn der lauert in jedem Land, an jedem Straßeneck, in jeder Nachbarschaft. Langsam aber stetig und manchmal sogar leise rückt er näher und näher an mich heran. So sind wir mit der vergangenen und der gegenwärtigen Situation gleichzeitig konfrontiert. Dennoch gibt es so viele Menschen, die dem etwas entgegensetzen und dafür bin ich unendlich dankbar, die sich mir anschließen und mithelfen, „nie mehr still“ zu sein.

Nie mehr still

Die Stille entzieht sich
für das Wort
Die Stimmen der Ahnen
dürfen gestalten
Die Traumata, die fliehen fort,
weil ich jetzt bin
Der Klang in meinem Herzen
ist da draußen
Über den Hügeln hallt er
wie ein Flugzeug mit Überschall
So laut ertönt es
damit ich wachsam bin
und nicht mehr still
nie mehr



rittiner&gomez

Rezension “Nie mehr still” von Sandra Pioro

Sandra Pioro gehört zur Generation der “Kriegsenkel” und bricht in diesem Buch das jahrzehntelange Schweigen ihrer Familie.
Als sie eines schönen Abends von einem Kollegen antisemitisch beleidigt wurde, fiel sie erst in eine Art Schockstarre. Auch, dass ihr von den anderen Kollegen niemand beistand, belastete sie sehr. Als sie sich nach einiger Zeit wieder beruhigt hatte, beschloss sie, niemals mehr still zu sein.
Sie begibt sich auf Spurensuche. Die Familie ihres jüdischen Vaters stammte ursprünglich aus Polen. Um etwas über ihre Familie zu erfahren, fährt sie in seine polnische Heimatstadt und erfährt von Verwandten, von denen sie bislang nichts wusste. Auch nach Ausschwitz fährt sie und findet dort die Namen ihrer ermordeten Familie.
Mit jeder neuen Information durchbricht sie das Schweigen und konfrontiert sich mit ihren eigenen Erinnerungen aus ihrer Kindheit. Sie erinnert sich intensiv an ihren Vater, der plötzlich verschwand, als die Autorin noch ein Kind war und den sie nie wieder sehen sollte. Sie empfindet die Wut wieder, die sie deshalb als Kind auf ihren Vater hatte, aber auch die Liebe zu ihm, die sie immer bei sich trägt.
Kapitel für Kapitel begibt sich Sandra Pioro auf “Tauchgang”, so nennt sie ihre Reisen in die Vergangenheit und erarbeitet sich ihre Identität als Tochter eines Auschwitz-Überlebenden, als Künstlerin und als jüdische Frau.
Durch die Beschäftigung mit dem Leidensweg ihres Vaters, der in den Abgrund der Menschheit schauen musste, wächst ihr Verständnis für sein Verschwinden.
Er konnte nach den schrecklichen Erlebnissen keine Wurzeln mehr schlagen. Selbst seine kleine Familie, die er liebte, konnte seine Seele nicht heilen.

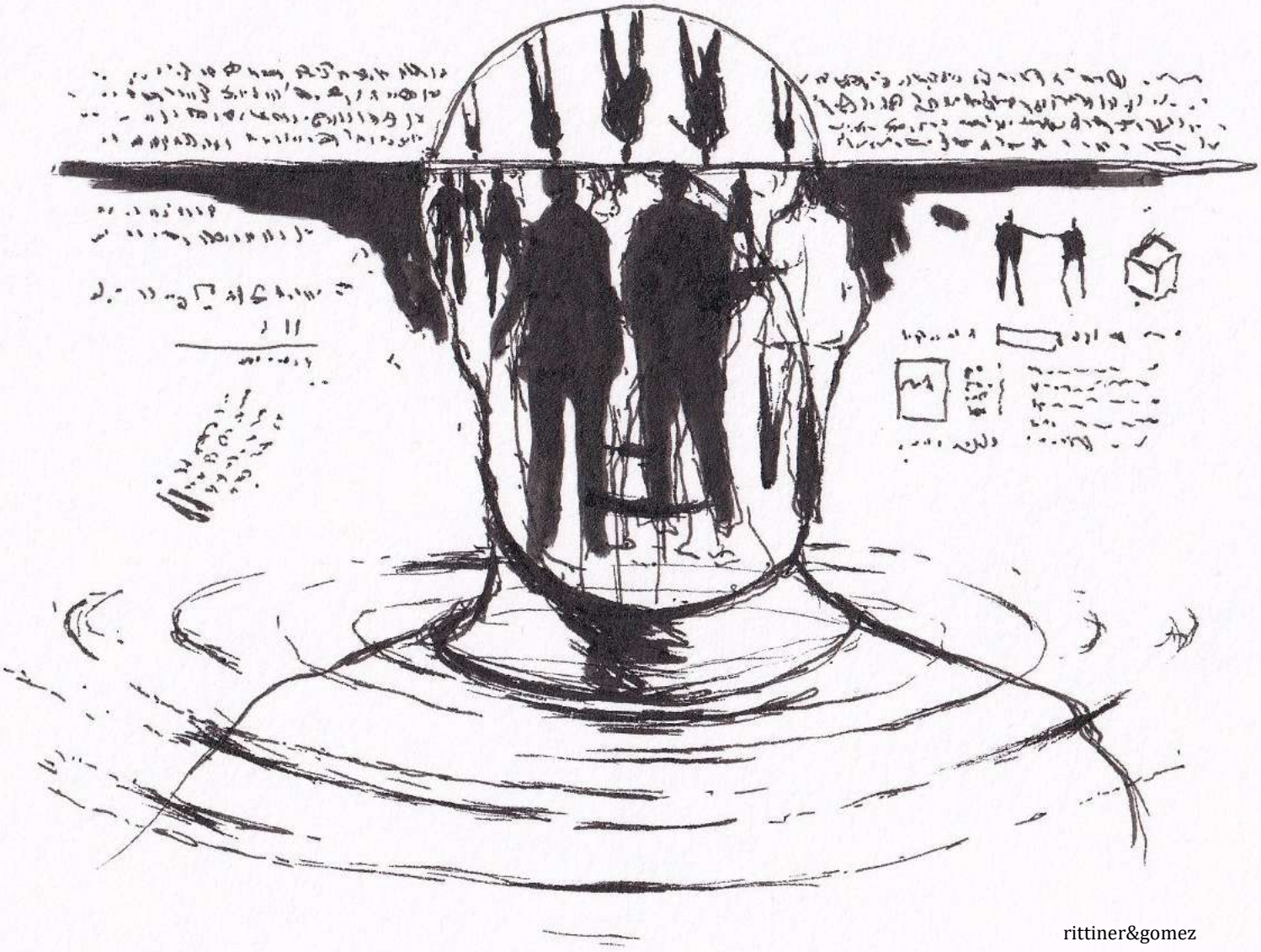
Sandra Pioro ist ein absolut lesenswertes Buch gelungen. Sie gibt den Nachkommen der Holocaustüberlebenden eine Stimme, denn sie ist laut geworden und durchbricht die Stille, die in vielen traumatisierten Familien herrscht.
Jüdischen Menschen geht sie mutig voran, denn sie zeigt sich als jüdische Frau, geht in die Offensive. Versteckt euch nicht, scheint sie allen jüdischen Menschen zurufen zu wollen.

Sandra Pioros persönliche Geschichte hat mich mehr als überzeugt, sie hat mich begeistert. Gerade in diesen Zeiten, wo Antisemitismus in gewissen Kreisen salonfähig geworden ist, ist es umso wichtiger, von solchen Menschen, wie Sandra Pioro zu hören und zu lesen. Begeben Sie, liebe Leserinnen und Leser, sich mit ihr auf “Tauchgang”.

Claudia Freund



Sandra Pioro wurde 1968 in Stuttgart geboren. Sie studierte am Konservatorium der Stadt Wien und erhielt 1993 ihr Diplom für Musikalisches Unterhaltungstheater. Mehrere Jahre arbeitete sie als Schauspielerin und Musicaldarstellerin im In- und Ausland. Seit dem Jahr 2000 ist sie für den Verein Rote Nasen tätig. Sie arbeitete jahrelang beherzt als Clowndoktor in Krankenhäusern und Seniorenheimen. Außerdem absolvierte sie eine Ausbildung als systemischer Coach und Mentalcoach. Seit 2019 ist sie Teil des künstlerischen Leitungsteams im Verein Rote Nasen. 2025 erschien Sandra Pioros erstes Buch “Nie mehr still” bei dem Verlag edition keiper.



rittiner&gomez

Carmen Winter
Ihre Vita finden
Sie auf Seite 49.

Kindheit

Das Kind war wieder da. Diesmal war alles weiß. Diesmal lag es nicht auf dem Teppich und fuhr mit dem Finger die Linien des orientalischen Musters nach. Diesmal stand es am Puppenbett. Himmelbett mit weißem Spitzenhimmel und weißem Bettzeug. Die Mutter hatte es genäht. Die Mutter nähte und strickte und kochte, arbeitete auf dem Feld und im Stall. Sie rief das Kind mit Koseworten.

„Na, puppst du?“ fragte sie jetzt. Dann ging sie wieder, mischte sich nicht ein ins Kinderspiel. Das Kind nahm die Puppe aus dem Bett. Sie klappte die Augen auf. Dann legte das Kind die Puppe in den Wagen, deckte sie zu und schob den Wagen aus dem Haus.

Jetzt konnte ich es besser sehen, denn ich beobachtete die ganze Szene von irgendwo oben. Ich sah, wie das Kind den Puppenwagen die Dorfstraße entlang schob. Es war Sommer, grün die Birken. Die Linde vorm Haus, die der Vater gekröpft hatte, hatte eine kugelige Krone ausgetrieben mit hellgrünen Blättern, über deren Adern das Kind mit den Fingerspitzen strich.

Das Kind ging an ein, zwei, drei Häusern vorbei, dann über die Straße. Im nächsten Haus wohnte die Freundin. Die Häuser glichen sich. Alte Bauernhäuser. Mittelflurhaus. Ein Wort, das das Kind noch nicht kannte. Es wusste, wo die Küche und die Stube und die gute Stube waren und wo im Winter die Äpfel lagerten. Hasenköpfe in der Kammer im Haus der Freundin, Rosenäpfel im eigenen Haus auf dem Dachboden. Es kannte die langen dämmerigen Flure in den Häusern.

Ich kannte die langen dämmerigen Flure in den Häusern.

Ich sah, wie das Kind vorm Tor stehen blieb und klingelte. Der Hund bellte. Die Freundin hatte einen kleinen schwarzen Spitz. Das Kind hatte einen großen grauen Hofhund. Der war nicht neben ihr her getrottet. Der lag vor der Haustür und schlief und wachte, während er schlief über Haus und Hof, Apfelbaum und Linde.

Ich sah es von irgendwo oben. Ich sah den Hund vor dem Haus, in dem das Kind lebte und das Kind vor dem Haus der Freundin. Ein Fenster öffnete sich, die Freundin schaute heraus und sagte: „Ich darf nicht, wir essen gleich.“

„Später?“ fragte das Kind

„Später?“ fragte die Freundin nach hinten ins Haus.

„Um Zwei“ kam eine Antwort aus der Küche oder dem dämmerigen Flur.

Das Kind ging zurück über die Straße, schob den Puppenwagen an den ein, zwei, drei Häusern vorbei. Dann verlor ich es aus den Augen oder es verschwand einfach. Der graue Hofhund hob kurz den Kopf, das konnte ich noch sehen von irgendwo oben.

Dann musste ich weg, zurück, hierher. Später würde ich wieder die Augen schließen und nach dem Kind schauen.

*

Das Kind war wieder da, diesmal waren es genau genommen zwei Kinder. Alles war schwarz. Schwarz zappelte es um die Beine des Jungen. Das Mädchen sah es, sah die Kaulquappen, die sich im Tümpel drängten. Kleine, schwarze Tiere. Zuerst hatte der Junge sie in die Hand genommen, ihr gezeigt. Dann war er barfuß in den Tümpel gestiegen. Sie sollte es auch tun, es kitzelte so schön. Aber das Mädchen hielt nur die Hand zwischen die Tiere. Einige waren noch ganz rund, ruderten mit den Schwänzen. Bei anderen stülpten sich gerade die Hinterbeine aus. Sie hatten kleine Stummel am Leib. Das Mädchen fand auch eines, das schon Froschbeine hatte und wusste, dass die zum Schwimmen da sind.

Ich hatte gesehen, von irgendwo oben, wie die beiden durchs Dorf gegangen waren, hinterm letzten Haus auf den Damm einbogen und ihn nach wenigen Schritten wieder verließen, hinab gingen in die Wiesen am Fluss. Der Junge wusste den Weg, zwei sandige Fahrspuren, hin zu den Froschtümpeln. Das Mädchen folgte ihm. Ich hatte es gesehen, wie ich die beiden ein Jahr zuvor im Garten gesehen hatte. Der Junge roch an einer Blüte. Klatschmohn. Sein Gesicht verschwand ganz in den zarten Blättern. Seine Nase war schwarz vom Blütenstaub, als er aus dem Rot der Blüte auftauchte. Sandkastenliebe, sagten die Eltern. Ich habe mir das Wort gemerkt.

Dann liefen die beiden zurück ins Dorf. An den nackten Füßen des Jungen klebte der Sand. Sie trennten sich am Haus mit der Glocke, denn sie wohnten an verschiedenen Enden des Dorfes.

Sigune Schnabel
Ihre Vita finden
Sie auf Seite 49.

Die Hänge trugen Gold

auf den Schultern,
und die Zeit
band sich Blüten ins Haar.

Im Fluss
hatte sich eine Bank gebildet.
Als der Herbst kam,
saß meine Sehnsucht auf Sand.
Das Wasser alterte,
und der Wind sprach
ins Blaue.

Ich legte Blätter zwischen Worte.
Platt schwiegen sie mich
in Oktoberfarben an.

Zwischen Leben und Tod ist ein Türspalt

In den Raunächten geht die Zeit barfuß.
Ich höre sie kaum,
wenn sie abends durch den Schnee schleicht.

Als das Jahr endet,
schlägt sie
gegen die Uhr.
Die Wand zittert,

und ich brenne mir
auf der Zunge.

Sag mir, ist es zu spät,
trag mich
weit in den Frühling hinein.

Und ich rufe dir zu:
Ich habe aufgehört zu blühen.

Wenn Welten zusammenkommen

Überall treiben meine ungezähmten Worte
dazwischen –
weil ich versteckt in der Sprache bin.

So ist das mit der Welt.
Sie zeigt, was klingt.
Vieles verliert sich darin.

Ich überlasse die Worte sich selbst

Von Stein zu Stein springe ich.
Dazwischen fließt Sprache.
Wenn der Fluss mich umkreist,
darf ich nicht fallen.

Den Tag werfe ich
der Brandung zu.

Schäumende Gischt.
Der Wind mischt sich ein.

Ich bin mit der Landschaft vermählt.

Johannes Richard Schindler

Denkmal für die Besten

Ein Triptychon

„Einer gilt mir zehntausend, falls er der Beste ist.“
Heraklit von Ephesos

I.

Er war immer da. Ihm habe ich alles zu verdanken. Er ist mein Bruder, er ist meine Familie. Er kam, als sie mich fesselten, bespuckten, betäubten, hungern ließen. Er kam, doch sie ließen ihn nicht vor. Dennoch kehrte er jeden Tag zurück. Brachte Früchte und Bücher, manchmal Eis. Er war da, als sie mein Blut vergossen und mich unter Strom setzten. Sie folterten mich, solange, bis ich mein Gedächtnis verlor und damit meine Identität. Fast. Nach Monaten der Folter setzten sie mich an die Luft, schubsten mich in den Alltag zurück. Ich war frei. Hatten sie mich töten wollen? Oder mir „nur“ eine Lektion erteilen, die ich niemals vergessen würde?

Er kam zu mir, als ich ihn am dringendsten benötigte. Vor dreißig Jahren stand er da. Wir lieben uns wie Brüder. Es ist keine Liebe, die man mit meiner Liebe für meine geliebte Frau vergleichen könnte. Es ist etwas anderes, solideres, weniger emotionales. Die Liebe zu meiner Frau ist ebenfalls sehr, sehr alt, über dreißig Jahre. Dreißig! Dies ist die Zahl der Saison. Zwanzig Jahre vergingen wie im Flug. Wir, er und ich, bereisten die Welt, erforschten und überschritten moralische Grenzen, dehnten unseren Humor allzu weit aus. Wir machten Fehler, erhielten Lektionen. Ich stolperte und stürzte, doch er kam und half mir, stand mir zur Seite. Er ist der Beste. Ich ließ ihn sitzen, zog mit meiner Liebe zusammen. Dafür schäme ich mich heute. Ich ließ ihn allein, doch er blieb an meiner Seite.

Dies ist mein Dankeswort, ein freundschaftliches Gebet, ihm zu Ehren. Freund, ich liebe dich wie einen Bruder.

II.

Johannes umarmt Utz und sagt: „Du bist mein ältester Gefährte!“ Sie umarmen sich auf eine linkische Art und Weise, unbeholfen und schüchtern. Utz liebte Johannes dereinst, auf romantischer Ebene, doch diese Liebe wurde nicht erwidert. „Bei unserer Erstkommunion lernten wir uns kennen“, spricht Utz, „erinnerst du dich noch an meinen winzigen Anzug?“
„Klar“, erwidert sein Freund, „du hattest sogar eine kleine Fliege um, und ich genierte mich, da ich nur eine grünblau karierte Hose und einen dunkelblauen Wollpullover trug. Ich hätte damals auch gern einen Anzug gehabt.“
„Wir haben einiges erlebt“, sinniert Utz.
„Damals, im Red Ground in Negril, auf Jamaika, die Nacht, in der ich Todesangst hatte und unser Gastwirt westafrikanisches Juju im Dschungelgarten praktizierte“, erinnert sich Johannes, „bis vor Kurzem litt ich unter jenem Voodoo-artigen Fluch, mit dem er mich verhexte. Doch dann wurde ich von einer Heilerin erlöst.“
Utz räumt ein: „Du hast sehr gelitten und ich hatte Angst, dass du nicht zurückkehren würdest, zu uns, zu mir, zu unserer kleinen Gang. Vier waren wir. Immer unterwegs. Verschworen wie heilige Märtyrer. Unsere Religion: der Reggae.“
„Ich habe dich immer geliebt und danke Gott, dass er dich mir sandte. Neun Jahre waren wir, als wir die Hostie aßen. Den Leib Christi.“
„Doch irgendwann stieg ich aus, verließ jenen Verein, zu dem du immer noch gehörst.“
„Es ist Nostalgie, Folklore, denn der Katholizismus ist bunt und voller Bilder wie der tibetische Buddhismus. Im Gegensatz zu dir brauche ich Religion, aber die deinige ist die Natur, die alldurchdringende Spiritualität.“
„Komm, wir essen ein Stück Kuchen?“
„Selbstgemacht, wie früher? Wenn am Sonntag der Fernsehgarten im ZDF lief?“
„Nein.“
„Du hast immer nur den Teig zubereitet, um ihn dann roh zu essen. Die Kuchen, bevorzugt Frankfurter Kranz, wurden meistens nicht fertig.“
Johannes und Utz sitzen auf der Terrasse einer Schankwirtschaft in Arles, unter Platanen, in unmittelbarer Nähe des Amphitheaters. Es wird Pastis serviert.
« À l´amitié! »

III.

Der Zauderer:
Er hält mich für einen Künstler, doch der bin ich nicht. Dass er mich liebt, weiß ich nicht. Ich ahnte es nicht einmal. Doch ich weiß, dass er mir nahestand. Ich hoffe, dies wäre immer noch so. Ich hadere mit dem Leben, mag mich selbst nicht leiden.

Der Glückspilz:
Dabei habe ich so vieles, was er nicht hat. Ich habe eine wunderschöne Frau und einen ebenso wunderbaren Sohn. Weshalb also die negativen Gedanken? Jemand müsste mir jeden Tag sagen, wie gut es mir geht. Würde ich es dann glauben?

Der Zauderer:
Vermutlich nicht. Es ist schizophren. Mein Freund, mein einstiger Bruder. Wo bist du, was treibst du? Die Freundschaft ist unser Band und ich sehne mich nach dir und deiner Güte. Gib mir so viel davon, wie ich brauche, so wie damals, als ich dich vor den Schlägen bewahrte. Bei diesem Musikfestival hatte er an eine Frittenbude gepinkelt, denn die Menschenmassen ließen nicht zu, dass er sich eine Toilette suchen konnte. Der Besitzer prügelte auf ihn ein und ich beschützte ihn, kassierte den Fausthagel.

Der Glückspilz:
„Er braucht Liebe“. Diesen Satz sagte ich zu der Frau, die dann fast eine Dekade lang bei ihm blieb. Das heißt für mich, dass ich tatsächlich unfassbar viel Liebe in mir trage, eine Liebe, die andere Menschen ansteckt. Ich würde mich so freuen, von ihm zu hören. Aber ich traue mich nicht, traue mir nicht, traue dieser Situation nicht.

Der Zauderer:
Ich hadere und hadere und hadere. Trotzdem bedeutet er mir alles, nach wie vor. Ich gab ihm die Musik, die er bis zum heutigen Tage als hochheilig erachtet. Marley, Black Uhuru, Tosh, Third World, Steel Pulse, Linton Kwesi Johnson, Sade Adu, Dub Syndicate, Bim Sherman, Jimi Hendrix… Too many to mention.



rittiner&gomez

INSELLEBEN



Oft sehe ich Menschen, die auf ihren eigenen Inseln leben, zwischen denen sie hin und her huschen; die große Welt spiegelt sich im Display mit allem Geschehen in einer Handfläche, auf die der Blick den Kopf nach unten beugt, um das Brustbein zu verkrümmen, um zu starren. Die Ohren sind verstopft on-ear oder in-ear vollkommen vom Rundum getrennt mit allen Sinnen. Sie stolpern über Pflastersteine, die eine Baumwurzel hoch gedrückt hat und erschrecken sich. - Sie waren auf ihrer Insel und den unendlich vielen anderen verhaftet, sind sofort wieder zurück, und die Finger der freien Hand huschen wieder hin und her. Oft, wenn ihre klugen Welten in der Tasche landen, wiegen sie sich im Takt der Musik, die unsichtbaren Playlisten ihrer Wahl in den Ohren, joggen im Park, hören keine Vögel singen, keine Fragen, die an sie gerichtet werden. Wenn ihnen ein Songtext gut gefällt, lassen ihn laut heraus aus ihem Mund. - Vor zirka zwanzig Jahren habe ich mich gefragt: Wie redet d e r denn mit seinem Hund, mit seinem Auto, mit seinem Kind...? - Als es mit Gästen, die mich besuchten, auch ähnlich wurde und sie anfingen ihre Inseln auf den Tisch zu legen, um sie bei sich zu haben, habe ich den alten Stromzähler neben der Garderobe rechts der Eingangstür umdekoriert. - Als der Ableser das sah, stand er ratlos davor und fragte: wie geht das jetzt? - Einfach das Blatt hoch blättern! -

Ich lebe nicht auf diesen Inseln. - "Das geht gar nicht in der heutigen Zeit! - Man muss doch... - Das ist aaaber sehr oldschool und outoftime." - "Früher" war es unmöglich, in der U-Bahn zu sitzen und einen Kleiderschrank zu kaufen. - In diesem Käfig möchte ich nicht sein. -

Joseph Beuys Kajote, NYC Mai 1974, bekam viel Aufmerksamkeit. Damals raschelten große Zeitungen in Bahnen und Bussen. - Stephan Zweig hatte 1925 seinen Essay publiziert, "Die Monotonisierung der Welt". (… sicherlich sofort im großen Kosmos WWW zu finden, nicht unbedingt in der Tasche, direkt vor Gesicht, ja?) - Das muß nicht vor meiner Nase stattfinden. -

Das "Mitmachen" war schon mal ein großes Problem.", habe ich in vergangenen Jahren häufig gesagt. - (christA frontzeck)

jugendliche memoiren

die kneipe laesst sich in viele facetten & kammern unterteilen
was auch geschehen ist eine von wilderen gaesten als die andere
besetzt ja du wagst dich schritt fuer schritt vor bis zur allerletzten
worin ein besoffenes maedchen mit dir tanzen will & das messer
zueckt sie macht anstalten dir ueber den arm zu fahren dein blut
zu trinken du packst sie ihr kaempft & die klinge streift letztlich
blosz die innenseite deiner oberlippe & zeichnet einen sauberen
schnitt aber danach hast du genug verabschiedest dich fuersorglich
triffst drauszen einen alten freund dem du beim naechtlichen umzug
hilfst ihr tragt riesige papiersaecke voller salz sie reiszen auf & mit
den fingerspitzen sammelt ihr die verstreuten koerner ein lacht
erinnert euch an laengst vergangene irrfahrten die stets im chaos
endeten auch narben vergleicht ihr ihr betrachtet sie wie die pfade
eurer verwegenen historie & selbst das geht irgendwann vorbei

das leben als labyrinth

& wieder kehren wir zurueck zum verlassenen haus unserem einzigen
refugium & kontrollieren ob sich seit unserem letzten aufenthalt etwas
veraendert oder getan hat wir registrieren jede anomalie & abweichung
von unseren erwartungswerten wie das brennende licht ein blosz halb
geschlossenes fenster oder essensreste die in keinerlei bezug zu uns
stehen denn drauszen herrscht chaos beziehungsweise die zeit hat ihre
fesseln abgeworfen & wir begegnen lebewesen menschen dingen deren
existenz laengst vorbei sind andererseits manchmal auch noch gar nicht
erst begonnen haben sollte & ploetzlich manifestieren sich verlorene
erinnerungen gleich eigenwilligen gegenstaenden & personen im haus
wir zeigen uns zwischen euphorisch & beschaemt & stets induzieren sie
ganze kettenreaktionen unkontrollierbarer assoziationen & wir werden
davon ueberrollt & mitgerissen gieren erneut nach musikstuecken denen
wir die untermalung unsere jugend verdankten wollen unbedingt irgendeine
spezielle passage nachlesen eine unterhaltung auffrischen jemanden kennen
lernen der frueher achtlos an uns vorbeigegangen ist respektive umgekehrt
& staendig zwickt das gewissen bis wir uns einfach hinlegen & hoffen
aufwachen zu koennen

ohne feste form

berauscht beim einkaufen verlierst du dein zeitgefuehl
begegnest du strandenden die du auf ihren jeweiligen
inseln besuchst nachdem sie dich als ihresgleichen an
genommen haben musst du essen & trinken mit ihnen
teilen & ihren geschichten zuhoeren doch keine angst
es reichen ein paar sporadisch eingestreute begriffe
um ihnen auch weiterhin das gefuehl zu geben dass
du genauso interessiert an ihren eskapaden bist wie sie

unsere autoren



Peter Reuter, ist geboren im letzten Jahrhundert, nämlich 1953. Literarisch meist unterwegs mit Kurzprosa, Satire und Lyrik. Haiku und Haibun liegen ihm besonders am Herzen. Die Wurzeln für die Schreiberei liegen beim politischen Kabarett, wo alles als Texter begann. Auch für das Radio und das Theater schreibt er und führt gelegentlich Regie. Gemeinsam mit Jürgen Fiege gründete er 2025 das Literatur- und Kulturmagazin „literatur fetzen“. Dieses erscheint beim Kulturmaschinen Verlag. Dem PEN Deutschland und dem VS gehört er ebenfalls an. Auch gründete er die Literatengruppe „Grenzenlos“.



Abil Hasanov, geboren 1968 in West-Aserbaidschan, wuchs in der Spätphase der Sowjetunion auf und erlebte den Zerfall des Regimes sowie die Unabhängigkeit Aserbaidschans hautnah mit. Als Journalist veröffentlichte er Artikel in Oppositionsmedien und engagierte sich für die Demokratisierung seines Landes. Aufgrund politischer Verfolgung verließ er Aserbaidschan und lebt heute in Deutschland. Seine Texte verbinden persönliche Erfahrung mit sozialer Botschaft



Stefan Müller, geboren am 25.12.1970 in Adenau/Eifel. Kaufmännische Ausbildung, Studium der Erziehungswissen-schaften. Bereits in jungen Jahren starkes Interesse an Literatur und am Verfassen eigener Texte. Besonderes Interesse an satirischen Texten, aber auch an Lyrik und Prosa. 2017 – 2019 Mitgliedschaft im literarischen Verein der Pfalz, hier erste Teilnahme an Lesungen und Veröffentlichungen in Anthologien. Zeitweise in einer freien Autorengruppe, im Rahmen dessen Veröffent-lichungen in gemeinsamen Buchwerken. Darüber hinaus Autor eines Sachbuchs zum Thema klassische Fahrzeuge.



Claudia Freund wurde 1969 in Bad Dürkheim geboren. Dort ist sie zur Schule gegangen und hat eine Ausbildung zur Sparkassenkauffrau gemacht. Seit einigen Jahren veröffentlicht sie ihre Gedichte. “Kraut und Rüben” und “Neuer Tag, ich komme” wurden vom Verlag Edition Maya herausgegeben. “Stell dir vor, es ist Frieden” vom cbt-Verlag hat sie als Mitherausgeberin und Mitautorin gestaltet. Heute lebt sie immer noch mit ihrer Familie in der Pfalz.



Katharina Dobrick, Jahrgang 1947. Sie schreibt mit Freude und Leidenschaft. Ihre Geschichten sind für Kinder und Erwachsene. Wichtig ist ihr, dass Menschen die Hoffnung nicht verlieren und an sich glauben. Ihre Texte sind in etlichen Büchern, Anthologien, Literaturmagazinen und Online-Plattformen erschienen. Katharina Dobrick widmet sich auch der Leseförderung für Kinder.
Mehr erfahren Sie: www.katharinas-buchstaben-welten.de



Tania Rupel Tera, Autorin und Malerin; geboren 1969 in Bulgarien; Studium an der Universität "Hl. Kl. Ohridski" in Sofia. 2004 Übersiedlung nach München. Seit 2013 Mitglied im Freien Deutschen Autorenverband Bayern (FDA Bayern e.V.) und in der Autoren Galerie 1. Seit 2016 sind auf Deutsch erschienen: »Der Schrei der Tropfen« (Lyrik- und Bildband); »Plötzliche Hunde«(Erzählungen, 2018); »Wundebar« (Lyrik und Jazz, Audio-CD, 2019 Solid Pack Records); "Wellensplitter“ (2023, Gedichte und Geschichten) alle im Salon LiteraturVerlag. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, u.a.: Aviso; Etcetera; Literatur Portal Bayern; Die Novelle; Literatur in Bayern; Das Gedicht; Dichtungsring; Signaturen-Magazin; Literatur Seiten München; Poesiealbum neu; Anthologie zu Caspar David Friedrich. 2020: 1. Platz beim Landschreiber-Wettbewerb „Sprache und Flucht“, Sparte Lyrik. 2020: „Europeans in art-Award“, Münchner Europa Mai „Künstler*innen für Europa“. 2023 Jurypreis beim 4 Wettbewerb „Autor*innen für Europa“ für das Gedicht „kannst du sie sehen“



Renate Sattler, 1961 in Magdeburg geboren. 1984 - 87 Studium der Kulturwissenschaft in Meißen. Arbeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Akademie für Bildung und Kulturförderung. Später Koordinatorin des Arbeitskreises Vierte Welt.
Seit 2007 freiberufliche Autorin. Von 2011 bis 2024 Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller – Landesverband Sachsen-Anhalt.
Mitglied im PEN Deutschland.



Peter Berg wurde in Rostock geboren. Er wuchs in Berlin auf und lebt in Halle. Seine neuesten Texte stellt er seit 2013 monatlich bei der „Lesebühne Kreis mit Berg“ vor. Sein letztes Buch, „Schrimpf“, erschien 2025 im Unzeit Verlag.



Erich Pfefferlen, geboren in Nördlingen, lebt nahe Augsburg; als Studiendirektor war er Literaturbeauftragter an den Schulen in Bayern sowie im Arbeitskreis „Kreativität im Unterricht“ am ISB. Zahlreiche Veröffentlichungen: Kurzprosa, Essays und vor allem Lyrik (bisher 13 Gedichtbände, darunter auch zwei- und dreisprachige); Literaturpreise und Auszeichnungen; Herausgeber von Anthologien. Redakteur der Literaturzeitschriften „Gegenwind“ (bis 2014) und „eXperimenta“ (bis 2025); Gründungsmitglied und Redakteur des Magazins „literatur fetzen“. Mitglied u.a. im VS Bayern, in der Gesellschaft für zeitgenössisch Lyrik (GZL) und im PEN Deutschland. **https://www.pfefferlen.de**



Guido Luft, *1955 in Karlsruhe, lebt in Ettlingen, Gymnasium und Uni-Studium in Konstanz am Bodensee.
Viele Jahre als Logistik-Berater tätig, schreibt Lyrik und Kurzgeschichten.
Etliche Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturmagazinen, seinem Lyrik-Band ‚Zum Tee ein Kataströpfchen‘ und Gedichten im Schwarzweiß-Fotoband ‚Kreolische Erinnerung‘. Oft geht es ihm um Themen wie ‚Nähe und Distanz‘, ‚Licht und Schatten‘ und ‚Gewalt - Wirkung und Umgang damit‘.
Er ist Mitglied der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik in Leipzig (GZL) und der Literatenrunde e.V. Karlsruhe.

unsere autoren



Simone Trieder wuchs am Harzrand auf und studierte in Rostock Sonderpädagogik. Arbeitete zehn Jahre als Regieassistentin an Schauspielhäusern in Zwickau, Karl-Marx-Stadt und Halle. Sie ist seit 1992 freiberufliche Autorin. Ihr Spektrum ist weit gefächert: Theaterstücke, Erzählungen, Biografien, Romane. Sie arbeitet auch für den Funk, Essays und Features. Ein Teil ihrer Bücher beschäftigt sich auch mit kulturhistorischen Themen. Sie wurde mit vielen Stipendien und Aufenthaltsstipendien ausgezeichnet. 2015 und 2021 ist sie für den Deutsch-Polnischen Journalistenpreis nominiert. Im gleichen Jahr erhält sie den Hauptpreis der Akademie für gesprochenes Wort Stuttgart. Sie ist in verschiedenen Autorenvereinen, auch im PEN, dort 2019–2022 im Präsidium.2020 erschien der Band „Sinti in der DDR. Alltag einer Minderheit“, 2021 "Hering, Aal und Beifang“. 2024 der Roman „Gastrow. Oder die Poesie der Technik“.



Peter H.E. Gogolin wurde in Schleswig Holstein geboren. Er lebt heute im Rhein-Main-Gebiet. Nach einem Studium der Medizin an der Universität Hamburg, arbeitet er seit 1978 als freier Schriftsteller: Für seinen ersten Roman „Seelenlähmung" erhielt er den Literaturförderpreis der Stadt Hamburg. Er schreibt Romane, Erzählungen, Essays, Theaterstücke, Gedichte und Drehbücher: Sein Theaterstück „Das Geheimnis des Alten Waldes* bekam in einer Inszenierung des Puppentheaters Halle den Marburger Kinder- und Jugendtheaterpreis. Für seine schriftstellerische Arbeit erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, u.a. Arbeitsstipendien des Deutschen Literaturfonds Darmstadt, des Künstlerdorfes Schöppingen und der Künstlerstätte Schreyahn. Er war Stadtschreiber von Esslingen und Preisträger der Deutschen Akademie Rom, Villa Massimo. Zu seinen wichtigsten Werken gehören seine Romane „Kinder der Bosheit", Calvinos Hotel" und „Herz des Hais". Er ist Mitglied des PEN.



Sandra Pioro wurde 1968 in Stuttgart geboren. Sie studierte am Konservatorium der Stadt Wien und erhielt 1993 ihr Diplom für Musikalisches Unterhaltungstheater. Mehrere Jahre arbeitete sie als Schauspielerin und Musicaldarstellerin im In- und Ausland. Seit dem Jahr 2000 ist sie für den Verein Rote Nasen tätig. Sie arbeitete jahrelang beherzt als Clowndoktor in Krankenhäusern und Seniorenheimen. Außerdem absolvierte sie eine Ausbildung als systemischer Coach und Mentalcoach. Seit 2019 ist sie Teil des künstlerischen Leitungsteams im Verein Rote Nasen. 2025 erschien Sandra Pioros erstes Buch “Nie mehr still” bei dem Verlag edition keiper.



Carmen Winter wurde 1963 in Wriezen geboren. Über den Studienort Berlin führte sie ihr Weg zurück an die Oder in die Grenzstadt Frankfurt. Hier lebt und schreibt die Germanistin seit 1988. Sie schreibt Lyrik, Kurzprosa und Sachbücher. Ihre Texte sind in Büchern, auf CD und in Blogs erschienen. https://carmenwinter.de/



Sigune Schnabel, geb. 1981, Diplomstudium Literaturübersetzen in Düsseldorf. Verschiedene Preise, u.a. Wiener Werkstattpreis 2022. 2023 erhielt sie Arbeitsstipendien der Kunststiftung NRW sowie des Ministeriums für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen. Einzeltitel zuletzt: *Glas und andere Irrtümer*, Geest-Verlag, Visbek 2025.

Johannes Richard Schindler. Der Name ist ein Pseudonym.



christA frontzeck, Deutschland, 1951 in Norddeutschland geboren / als Nachkriegskind im Ruhrgebiet aufgewachsen mit einem schwerst gewalttätigen, faschistoiden Vater, der als junger Mann nicht nur als Lazarettarzt traumatisiert war und Erniedrigungen, Missbrauch und Misshandlungen in der Familie nach dem 2. Weltkrieg als selbstverständlich betrachtete / lebt seit 1974 in Berlin als Künstlerin, Performerin, Autorin und Fotografin / bis 2001 enge und sehr emotionale Erlebnisse durch RAF-Verbrechen, Hausbesetzer und 9/11 / ohne große Furcht bis zu einem Überfall vor etlichen Jahren und sehr nahe am Geschehen, als der LKW auf den Weihnachtsmarkt fuhr / seit Jahrzehnten permanent in Rot gekleidet / große Vorliebe für Minimalismus.



blumenleere: diffuses rauschen verflieszender wellen, ohne sich noch harmonisch spueren zu muessen. zahlreiche veroeffentlichungen in literaturzeitschriften & anthologien sowie eigenstaendige, zuletzt das poetische interaktive system *wohin ein wind uns jemals traegt* (killroy media, 2026). organsiert & realisiert zudem das experimentelle – projekt *zur philosophie des schenkens*.



Jens-Philipp Gründler, geboren 1977 in Bielefeld, lebt in Münster und schreibt vor allem Kurzgeschichten, aber auch journalistische Artikel und Romane. Bis 2025 arbeitete er als Redakteur für die Literaturzeitschrift „eXperimenta“. In seinen Werken, zuletzt ist der illustrierte Erzählband „Nachtumweht“ erschienen, setzt er sich auf erzählerische Weise mit philosophischen und künstlerischen Themen auseinander. Hierbei ist es ihm wichtig, gesellschaftspolitische Sujets, wie die Marginalisierung und die Unsichtbarmachung von Minoritäten kritisch zu beleuchten. Er ist Gründungsmitglied und Redakteur des Magazins „literatur fetzen“. Mitglied im PEN Deutschland.

„(K)ein neuer Lautsprecher “
– Die Zeichenkunst von Rittiner & Gomez

Ein Portrait von Jens-Philipp Gründler

Die Werke der Schweizer Künstler Rittiner & Gomez sind durch eine Klarheit definiert, die ihresgleichen sucht. Man mag das abgedroschene Wort „Minimalismus“ nicht bemühen, widmet man sich den vielfältigen, unverwechselbaren Arbeiten. Welche Beschreibung trifft also zu? Welche greift nicht zu kurz und wird jener unikalen Kunst gerecht? Rittiner & Gomez zeichnen sich durch Zurückhaltung aus, oder, gegebenenfalls, ein lautes Schweigen, sofern die Sujets dies erfordern. Die Arbeiten sind politisch, aber nicht auf eindeutige, offenkundige Art und Weise. Trotz ihrer Reduziertheit, ihrer Konzentration auf das Wesentliche, spiegeln sie fein abgestufte Schattierungen wider; Abbildungen von gesellschaftlichen Angelegenheiten.

Eine tiefe Überzeugung, ein mitreißender Humanismus ist ihnen zu eigen. Rittiner & Gomez werten nicht, und sie verurteilen nicht. Sie stellen dar, was gezeigt werden muss. Zeichnungen, wie „Ein neuer Lautsprecher“, scheinen ganz bewusst auf aktuelle Vorgänge im Weltgeschehen anzuspielen, in diesem Falle auf Populisten, können aber auch ganz anders gedeutet werden. Auf diesem Wege erreichen Rittiner & Gomez, dass sie hinter ihr Werk zurücktreten. Sie bringen es in die Welt, und dort kommt es zur Entfaltung. Es entwickelt sich und wirkt kommentarlos, indem menschliche Themenkomplexe aufs Einfachste heruntergebrochen werden. Das ist keineswegs negativ oder abwertend gemeint. Im Gegenteil. Die hohe Meisterschaft dieser Arbeiten besteht in ihrer Allgemeingültigkeit, einer Universalität, die heutzutage nur noch selten zu finden ist. Eine neuere Skizze mit dem Titel „Was war, was ist, was kommt?“ zeigt eine Frau in einem schwarzen Nikab. In Kombination mit der Betitelung dieser Zeichnung entsteht während des Betrachtens eine ganz eigene Erzählung. Als Betrachtender stellt man sich die Frage: Worum handelt es sich? Was hat diese Frau erlebt? Woher kam sie, wohin geht sie? Was ist mit ihrer Familie passiert? Hat sie schlimme Dinge gesehen? Ist sie Mutter oder Ehefrau, oder beides? Gibt es Hoffnung für sie? Darf sie in Frieden leben?

Es ist faszinierend, wie es Rittiner & Gomez schaffen, solcherlei Geschichten mit nur wenigen Pinsel- oder auch Kugelschreiberstrichen aufs Papier zu werfen. Ihre seit 2001 bestehende „Isla Volante“, das Logbuch einer Insel, ist ebenfalls ein ehrgeiziges, und dennoch spielerisch umgesetztes Projekt. Hier finden sich Storys, die – beinahe – täglich ergänzt werden, und zwar nicht ausschließlich als Aquarelle, sondern auch in Textform und z.T. mit Audiodateien versehen. Im Logbuch jener *Insel des Wandels* vermag man sich als Betrachtender zu verlieren, wie in einer idiosynkratischen, verzauberten Welt.

Unaufgeregt und auf den Punkt bearbeiten Rittiner & Gomez ihre ureigene Auffassung von menschlichen Lebensbereichen. Unaufdringlich führen sie die Augen der Betrachtenden und präsentieren ihnen erfrischende Sachverhalte, neuartige Blickwinkel. Dieses nüchterne Vorgehen erinnert ein wenig an die großen Bildhauer, auch wenn der Vergleich ein wenig hinkt. Dennoch: Wo Giganten, wie Michelangelo, aus massiven Carrara-Marmorblöcken zarte, anrührende Skulpturen schufen, widmen sich Rittiner & Gomez beharrlich ihrer Interpretation von Natur, Gesellschaft und Mensch. Und nach meinem Dafürhalten ist die Hauptingredienz dieser Weltdarstellung eine gewisse Empathie, eine Humanität, die die Betrachtenden in ihren Bann zieht und im Idealfall dazu führt, dass sie sich zurückbesinnen und sich einer Welt zuwenden, die ohne *Lautsprecher* auskommt.

Rittiner & Gomez



1960 im deutschsprachigen Schweizer Kanton Wallis geboren, sind die - laut Selbstbeschreibung - Bildermacher, Zeichner, Postkartenversender, Bastler und Logbuchbetreiber **Rittiner & Gomez** in der Gemeinde Spiez aktiv. Sie halten sich an einen festen Arbeitsrhythmus und betrachten sich des Weiteren als Radfahrer und Erdbewohner.

ein interview

mit Rittiner & Gomez - Maler, Zeichner, Schreiber und Erdbewohner
von Jens-Philipp Gründler

„Friedfertigkeit durch Vorleben verbreiten“

literatur_fetzen . Vor nunmehr sieben Jahren hatte ich die große Freude, Sie interviewen zu dürfen. Zu unseren „literatur fetzen“, einem vergleichsweise jungen Literatur- und Kunstmagazin, steuern Sie nun freundlicherweise einige Illustrationen bei. Würden Sie unseren Leserinnen und Lesern kurz erläutern, wie die Arbeitsteilung bei Rittiner und Gomez aussieht? Oder liege ich richtig mit der Vermutung, dass es sich um eine Art wandelbare Symbiose handelt?

Rittiner & Gomez . Im Idealfall wird die Arbeit zusammen erledigt, oder von dem, der besser dafür geeignet ist. Natürlich muss die Zusammenarbeit immer wieder neu ausgehandelt werden.

literatur_fetzen . Ihren Arbeiten ist eine Klarheit zu eigen, die den Geist der Betrachtenden erfrischt. Man ist dazu geneigt, dafür den Terminus „minimalistisch“ zu bemühen. Aber diese Einordnung hören Sie wahrscheinlich viel zu oft. Schließlich findet sich unter Ihren neueren Skizzen eine, die den Titel „Dialog“ trägt. Es sind zwei Figuren und Sprechblasen zu sehen: „Wir sind nicht minimalis…tisch“. Ich könnte mir vorstellen, dass diese Arbeit mit einem Augenzwinkern entstanden ist. Gibt es sich wiederholende Kategorisierungen Ihrer Werke von Seiten der Presse oder anderen Betrachtenden?

Rittiner & Gomez . Nein …
Minimalistisch kommt immer wieder und kann auch zutreffen, uns ist das aber gar nicht so bewusst. Der weiße Raum um unsere Figuren oder Motive sehen wir nicht als Leere, sondern ist Teil des Bildes. Gerade beim Zeichnen stellt sich, wenn der Start gelingt, oft das Gefühl ein, jeder Strich mehr, macht es nur schlechter, also lassen wir es. Beim Malen ist es eher umgekehrt, wir malen darauf los und übermalen dann alles, was nicht passt, so dass am Ende nicht mehr viel übrigbleibt.

literatur_fetzen . Im Rahmen unseres letzten Gesprächs im Jahre 2019 fragte ich Sie, inwiefern die Zwischenmenschlichkeit ein unverzichtbares Thema für Ihr Werk ist.
Ich zitiere aus Ihrer damaligen Antwort: „Selber erleben wir viel Menschlichkeit, aber erschrecken immer wieder, wie unmenschlich und grausam sich Menschen verhalten. Die Hoffnung auf eine gewaltfreie und soziale Welt erhalten wir aufrecht.“ Würden Sie sagen, dass sich die von Ihnen erwähnte Grausamkeit und die Unmenschlichkeit noch gesteigert haben. Oder nehmen wir dies möglicherweise intensiver wahr, weil all die Kriege und Krisen permanent medial präsentiert und oftmals ungefiltert aufbereitet werden?

Rittiner & Gomez . Aus unserer laienhaften Sicht hat sie klar zugenommen, vermutlich war sie aber immer da. Die Gewalt versetzt uns in eine dauerhafte Trauer, aber die Hoffnung bleibt, dass wir Menschen es irgendwann schaffen, gewaltfrei miteinander zu leben.

literatur_fetzen . In Ihrer im Mai 2026 entstandenen Zeichnung „Ein neuer Lautsprecher“ wird der Betrachtende an politische Akteure erinnert, die zurzeit auf den Weltbühnen herumwirbeln und uns in Atem halten. Mir fällt auf, dass Sie sich auf sehr subtile und dezente Art und Weise zum politischen Geschehen äußern, dies aber nie missionarisch bzw. dogmatisch. Erachten Sie es für wichtig, dass künstlerisch Tätige eine gewisse Distanz einhalten, um eine Unterwerfung unter den Zeitgeist zu vermeiden und eine – ein großes Wort: universelle Gültigkeit zu erlangen?

Rittiner & Gomez . Alles, was wir tun oder lassen, ist politisch und hat Folgen für unsere Welt. Somit ist Politik immer dabei. Unsere Aufmerksamkeit gilt aber dem ganz normalen Menschen im Alltag, als den politischen Lautsprechern, die uns täglich mit Neuem überfluten. Wir wollen uns nicht täglich mit unseren Feindbildern beschäftigen, sondern eher mit denen, die auch Lösungen suche. Das kann etwas ganz Banales sein. Zum Beispiel, wie schaffen wir es, mit unseren Nachbarn ins Gespräch zu kommen.

literatur_fetzen . Das Thema dieser Ausgabe lautet „Freundschaft und andere Interessen“. Hätten Sie, als bildender Künstler, eine Idee, wie wir im eben erwähnten zwischenmenschlichen Bereich eine Friedfertigkeit zu kultivieren vermögen, die nicht nur auf unser unmittelbares soziales Umfeld abfärbt, sondern im Idealfall sogar auf größer werdende Gruppen ausstrahlt. Ist es die Aufgabe der Kunst, dies zu leisten? Und: vermag sie dieses große und hehre Ziel zu erreichen?

Rittiner & Gomez . In unserer Arbeit, wie im Alltag versuchen wir dies zu pflegen. Friedfertigkeit kann nach unserer Ansicht am besten durch Vorleben verbreitet werden. Tatsächlich halten wir jegliche Gewalt von unseren Arbeiten fern, ein Grundsatz, an dem wir immer festhalten wollen. Ob es etwas bewirkt? Das wäre eine Anmaßung dies zu behaupten.

literatur_fetzen . Gern möchte ich auf Ihr „Logbuch“ der „Isla Volante“ zu sprechen kommen, welches Sie seit 2001 betreiben. Diese „Insel des Wandels“ fasziniert mich immer wieder, wenn ich auf Ihre Homepage schaue. Ihr Projekt enthält nicht nur wunderbare Bilder – vor allem Aquarelle, richtig? –, sondern auch eine Erzählung, die beinahe im Tagesrhythmus fortgeführt wird. Dazu gibt es Audiodateien, die den Geschichten beigefügt werden. Wie bedeutsam ist Ihnen die Möglichkeit, sich, neben dem Malen und Zeichnen, auch im Wort auszudrücken?

Rittiner & Gomez: . Das Schreiben hat sich irgendwie unmerklich in die Arbeit hineingeschlichen und es macht uns große Freude, diese Inselgeschichten immer weiterzuspinnen. Wir sind uns zwar nicht sicher, ob unsere Geschichten nachvollziehbar sind und hoffen auf alle Fälle immer, dass sie niemand liest, den wir kennen. Das Schreiben lässt uns auch Bilder erschaffen, auf die wir ohne Text nie gekommen wären und die Bilder lassen wiederum neue Geschichten entstehen.

literatur_fetzen . In einem Interview haben Sie sich einmal zu Ihrem Tagesablauf geäußert, der sehr genau getaktet zu sein scheint. Benötigen Sie, wie so viele künstlerisch tätige Menschen, eine feste Struktur, um arbeiten zu können? Und: Würden Sie uns verraten, wie für Sie ein gelungener Tag aussieht?

Rittiner & Gomez . Frühstück zubereiten und essen, arbeiten im Atelier, Kaffeepause, arbeiten im Atelier, Mittagessen kochen und essen, arbeiten im Atelier, eine Runde mit dem Fahrrad machen, Kaffeepause, arbeiten im Atelier, Abendessen kochen und essen, Feierabend.
Der Alltag macht uns natürlich nicht selten einen Strich durch die Rechnung.

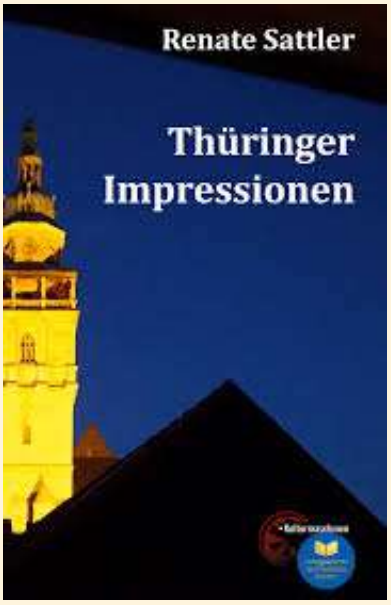
literatur_fetzen . Wie auf Ihrer Internetseite zu sehen ist, widmen Sie sich immer neuen Betätigungsfeldern. So finden sich dort kleine, aus Wellpappe gemachte Skulpturen; Häuser und Boote. Mit welchen neuen Projekten dürfen wir künftig rechnen?

Rittiner & Gomez . Keine Ahnung, hoffentlich mit etwas, was wir noch nicht kennen. Aber alles bleibt offen.
Da wir gerade ein neues Atelier beziehen, das viel kleiner ist, kommt es zwangsweise zu Veränderung und möglicherweise auch zu einer Konzentration, also alles ist offen.

literatur_fetzen . Haben Sie vielen Dank dafür, dass Sie sich die Zeit genommen haben, meine Fragen zu beantworten.

Neue Entdeckungen in einer vertrauten Region

Renate Sattler legt Buch über Thüringen vor



Die Reise von Renate und Reinhard Sattler durch Thüringen begann in Halle während einer Sonderausstellung im Landesmuseum für Vorgeschichte. Auf Tafeln wird dort u.a. Wissen über den damals bei Bilzingsleben ansässigen Homo erectus anschaulich gemacht. Und auf einem Bild, das eine Museumswand in tropischen Urwald verwandelt, jagt eine Gruppe Männer mit Speeren einen Elefanten.
Renate Sattler aber „sieht", als sie die Eindrücke vor Ort auf sich einwirken lässt, mehr: „Im Herbstlaub haben die Beeren des Feuerdorns geleuchtet. Wacholder warf Früchte in den Sand. Frauen sammelten Haselnüsse und Kornelkirschen. …Sicher haben sie Freude, Schmerz und Trauer empfunden wie wir. …Warum sollten sie nicht einen Sonnenuntergang schön gefunden haben?"
Mit solchen Gedanken und Empfindungen schlägt die Autorin, wie sie es selber formuliert, „einen Bogen über die Zeit."
Diesem Prinzip bleibt sie über die gesamten 135 Seiten dieses Buches treu. Königspfalz Tilleda, Memleben, Bad Langensalza, Gotha … Im ersten Teil des Buches ist sie mit ihren Lesern unterwegs *Auf Ahnenpfaden*, wie sie es formuliert. Dazu gehört auch das „Dorfstromern" in Aschara, einem über tausendjährigen Ortsteil von Bad Langensalza. Ascharas Ursprung geht auf eine Schenkung Karls des Großen an das Kloster Hersfeld zurück.
Erneut folgt der Bezug zur Gegenwart: Der Leser erfährt nebenbei, dass der Fleischer des Ortes nach Bad Langensalza gezogen ist. Ein unwichtiges Detail? Wohl besser: Willkommen in der heutigen Wirklichkeit mit ihren Erscheinungen. Auch das ist Geschichte und sollte für den Leser festgehalten sein.
Auf den Spuren der frühbürgerlichen Revolution lassen Renate Sattler und ihr Begleiter den Leser an Entdeckungen u. a, in Stolberg, „Wo Müntzer sich an einem Tag, der sein Datum im Nebel der Zeit verlor, auf die Welt geschrien hatte", sowie Walkenried, Allstedt, Heldrungen, Bad Frankenhausen und Mühlhausen teilnehmen.
In diesem Kontext wird auch an den 15. Mai 1525 erinnert, „als die Fürsten ihr Wort brachen und erste Salven in das Lager des Volkes krachten." Und wieder spannen sich Gedanken zu aktuellen geschichtsprägenden Ereignissen.
Renate Sattler macht auch in diesem Buch kein Geheimnis aus ihrem Engagement für die Benachteiligten und Unterdrückten. Dabei wird der Leser daran erinnert, dass Wortbrüche schon damals zur Strategie der Unterdrücker gehörten.
Am Goldbach siebe ich Worte aus Wasser und Stein. Mit diesem Satz wird der dritte und letzte Teil der „Thüringer Impressionen" eingeleitet.
Am Bahnhof Unterwellenborn sitzen heute Jugendliche auf der Treppe und trinken Bier.
„Fahrkarten gibt es nicht mehr." - Ein Bild, das eine Welt spiegelt. Sattler erinnert sich in diesem Moment an Weihnachten 1988, als sie und ihr Reinhard dort auf Gleis 1 standen und nach Saalfeld wollten: „Ich schließe die Augen und spüre mich in seinem Arm, blicke auf sein Antlitz unterm Che-Guevara-Barett, von brünetten Locken umrahmt. Wir waren verknallt und voller Tatendrang. Wollten zu Reinhards Schwester nach Gera und küssten den Zug heran."



1961 in Magdeburg geboren.
1984 - 87 Studium der Kulturwissenschaft in Meißen.
Arbeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Akademie für Bildung und Kulturförderung.
Später Koordinatorin des Arbeitskreises Vierte Welt.
Seit 2007 freiberufliche Autorin. Von 2011 bis 2024 Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller – Landesverband Sachsen-Anhalt.
Mitglied im PEN Deutschland.

Nach einem zunächst nur angedeuteten schweren Verlust widmet sich Renate Sattler allein den Kindheitswegen ihres Mannes. In Unterwellenborn entdeckt sie zuerst die Schule, „ … in die er 1958 mit der Schultüte kam. Die war größer als er. In kurzen Hosen und Kniestrümpfen. Das Haar bis über die Ohren geschoren.“
Dann spannt sie den Bogen zur Maxhütte. Mit dem Ruf „Max braucht Wasser“ begann nach dem Krieg ein neuer geschichtlicher Abschnitt für das Werk, aus dem nach der Wiedervereinigung die „Stahlwerke Thüringen GmbH“ wurde. Nach Jahren des Verfalls erinnert im ehemaligen Kulturhaus „Das Relief des musizierenden, tanzenden und schreibenden Arbeiters“ an Zeiten, zu denen „Distel, Löwenzahn und Farn“ die Wege dort noch nicht überwucherten und „Tanz, Maxhüttenensemble, Oper und Chor“ zum Dasein der inzwischen „Uralten“ gehörten.
Die welterfahrene Autorin, die Kontinente bereiste, um Zusammenhänge in Natur, Gesellschaft und menschlichem Miteinander zu entdecken und für andere Menschen nachvollziehbar zu machen, lässt in ihren „Thüringer Impressionen“ die Frage aufkommen: „Was ist wichtig, was bleibt?“ Es folgen Beobachtungen, die nicht selten wieder Fragen hervorbringen. Die Zeitspanne reicht von den Anfängen der menschlichen Spezies in unserer Heimat bis hin zu den Wandlungen während der vergangenen Jahrzehnte. Renate Sattler lässt den Leser an eigener Freude und eigenem Schmerz teilhaben. Sie macht ihn sensibel für das nicht auf den ersten Blick Sehbare in der Natur, aber auch in der uns umgebenden Gesellschaft. Sie belehrt nicht, aber sensibilisiert. Und das mit Worten und Bildern, die in ihrer Dichtheit, Sachlichkeit und ihrem gleichzeitig vorhandenem emotionalen Potential im besten Sinne des Wortes welthaltige gute Literatur oder gar Dichtung sind.

Dafür zum Abschluss ein Zitat über die einstige Maxhütte und Unterwellenborn: „Meine Blicke fliegen mit den Schwalben zu Tal und werden vom Wald aufgefangen. Geister steigen aus den Tannen. Drunten raucht der Schornstein wie zu Großvaters Zeit. Zwischen Röstöfen und Kühltürmen verläuft die Straße, wo Stahl gegossen wurde, als Reinhards Vater zur Schicht fuhr. Früher färbte Ruß das Dorf maxhüttengrau. Heute sind Häuser neu verputzt und Gärten blühen. Am Teich schaukeln Kinder. Wo die Kaufhalle stand, wohnen Senioren im Heim.“ Was für ein Bild!

Peter Hoffmann
(Autor und Journalist)



Peter Hoffmann, geboren 1956 in Friedersdorf bei Bitterfeld, wo er noch heute lebt. Hoffmann erlernte den Beruf eines Betriebs- und Verkehrseisenbahners, absolvierte von 1978 bis 1981 ein Fernstudium am Literaturinstitut "Johannes R. Becher" in Leipzig, war Mitarbeiter einer Leitstelle für Katastrophenschutz sowie als freischaffender Autor, Redakteur und Lektor tätig. Er schreibt Kinderbücher sowie hauptsächlich regional bezogene Texte für Erwachsene.

Jens-Philipp Gründler
Seine Vita finden
Sie auf Seite 49.

Keshias Geburtstag oder Die Blaue Stunde

Im Dämmerlicht packten Mutter und Tochter ihr feuchtes Schwimmzeug in zwei Leinenbeutel. Über der Wasseroberfläche des Kanals kreisten Fledermäuse, labten sich am reichhaltigen Angebot von Käfern, Fliegen und anderen Insekten. Keshia und ihre Mutter Paula liebten die Blaue Stunde. Den gesamten Nachmittag hatten sie im verbrannten Gras gelegen, waren ins kühle Nass eingetaucht und hatten gelegentlich vorbeischippernden Binnenschiffen nachgeschaut. Immer wieder waren tollkühne Jugendliche von der hohen Brücke gesprungen. Hierauf stehen hohe Strafen. Achtzig Euro, wenn die Polizei einen erwischt. Man hört oft, dass die Wagemutigen auf alten Fahrrädern landen, die jemand im Kanal entsorgte. Im Sommer ertrinken wieder und wieder Schwimmer, vor allem junge Menschen, die entweder zu viel Alkohol getrunken haben oder die Kälte des Kanals unterschätzen. Von der unerbittlichen Sonne aufgeheizt machen sie Köpper ins kalte Wasser und erleiden Herzinfarkte.

An diesem Juliabend waren Keshia und Paula bereits im Begriff, sich auf ihre Hollandräder zu schwingen.

„Wir haben die Tupperdosen vergessen“, stellte Keshia fest und schob sich mit der Mittelfingerkuppe eine ihrer roten Haarsträhnen hinter das Ohr.

„Holst du sie, bitte?“

„Klar, bin gleich zurück.“

In den Plastikbehältnissen hatten die beiden allerhand Leckereien mitgenommen. Bananen, Nektarinen, Mirabellen, Kokos- und Melonenstücke sowie Studentenfutter. Keshia suchte das Ufer ab, doch sie fand die Dosen nicht. In der Ferne bellte ein Hund. Es wurde langsam dunkler, und das schattierte Blau verzauberte die ländliche Umgebung mit seinem Zwielicht. Die Zwölfjährige hob das strohartige, nach Sommer duftende Gras hoch, an der Stelle, wo sie gesessen hatten. Komisch, dachte sie, hat uns jemand beklaut? Im bläulichen Licht konnte sie gerade noch erkennen, dass etwas auf dem Wasser schwamm. Was war das für ein Gegenstand? Seltsam. Das schwimmende Objekt näherte sich dem Kind.

„Ein Binsenkörbchen!“, rief Keshia aus und erinnerte sich an die Religionsstunde von letzter Woche. Ihr Lehrer hatte mit der Klasse über Moses gesprochen.

Paula hatte den Ruf ihrer Tochter vernommen und kam besorgt herbeigeeilt.

„Guck mal.“

„Komm, wir holen den Korb aus dem Wasser.“

Paula lüpfte ihr geblümtes Sommerkleid und stieg ins flache Wasser. Dabei musste sie auf die glitschigen Steine achten, um einen Sturz tunlichst zu vermeiden.

In dem Korb befand sich ein Schuhkarton. Adidas. Mit einer roten Schleife und einem Briefchen versehen, auf dem Keshias Name stand. Unter dem Karton entdeckte Keshia die Tupperware.

„Was soll das bedeuten?“, fragte die Sechstklässlerin ihre Mutter irritiert. Doch Paula schwieg, zwinkerte aber mit dem Auge.

„Ist es wegen meines Geburtstages?“, freute sich das Mädchen.

Zuhause angekommen und frisch gebadet schlief Keisha auf der Stelle ein. Morgen würde sie dreizehn Jahre alt werden. Was hatte es mit dem rätselhaften Geschenk auf sich? Sie würde es morgen erfahren. Im Traum traf sie, wie so oft, ihren verschollenen Vater. Manche behaupteten, er sei tot. Doch sie konnte das nicht glauben, denn wenn Keisha ihm im Schlaf begegnete, teilte er ihr Geheimnisse mit. Er sei gar nicht tot, sondern müsse sich verstecken. Darauf, dass ihr Vater am Leben war, deuteten die kuriosen Geschenke hin, die sie stets an ihren Geburtstagen erhielt. Ihr Vater sei Schriftsteller gewesen, habe auch Kinderbücher geschrieben. Paula traten jedes Mal die Tränen in die Augen, wenn sie ihrer Tochter von ihrem Gatten berichtete.

„Was ist es wohl diesmal?“

Keisha hatte schon alles Mögliche geschenkt bekommen. Mal lagen die Präsente im Garten, dann in Keishas kleinem Baumhaus, manchmal auch einfach vor der Haustüre oder in der Garage. Einmal entdeckte sie eins in ihrem Spind in der Schule. Die von ihr gewissenhaft geführte Liste enthielt mit dem heutigen Tage dreizehn Gaben. Ein edler Füllfederhalter zählte dazu. Zudem hochwertiges, aus Papyrus gefertigtes Schreibpapier, ein ledernes Moleskine Notizbuch, einmal sogar eine Olympia-Schreibmaschine. Und Bücher sowieso. *Die Brüder Löwenherz. Krabat. Timm Thaler.* Stets handelte es sich um Souvenirs, die mit Literatur oder Schriftstellerei zu tun hatten.

„Dein Kuchen! Puste die Kerzen aus.“

„Das Geschenk, das Geschenk!“

Neugierig schnitt Keisha die rote Schleife durch, um das Paket zu öffnen. Darin lag ein Stapel mit sechs Zeitschriften.

„*literatur fetzen*“, las Keisha und zeigte sich verwundert. Sie schlug die erste Seite auf und blätterte bis zum Impressum. Hier war das Foto eines Mannes abgedruckt, der ihr sehr stark ähnelte. Rote, glatte Haare. Sommersprossen und helle, beinahe durchscheinende Haut.

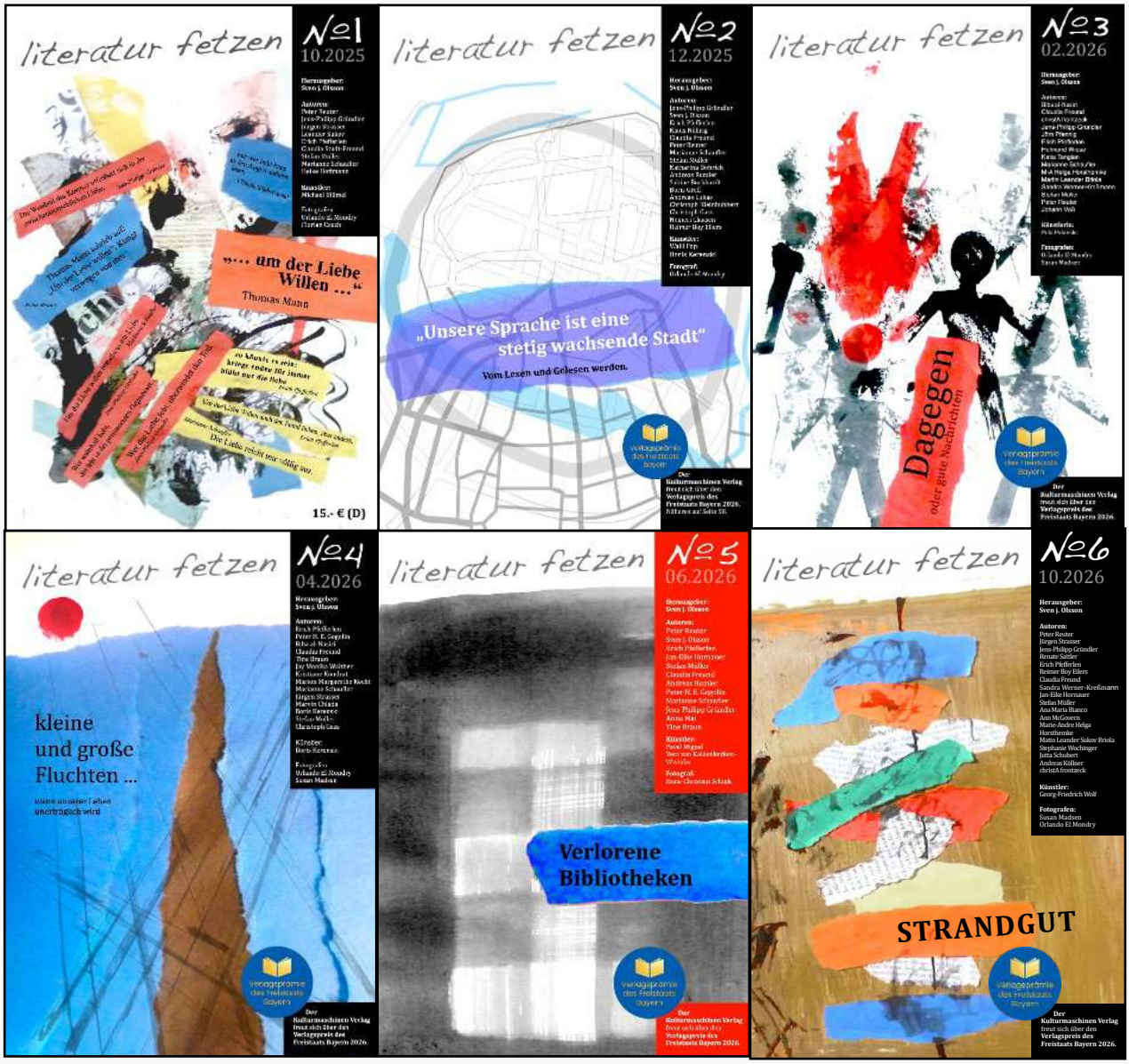
„Ist er das?“, fragte sie ihre Mutter.

Nickend versuchte Paula ihre Tränen zu verbergen. Keisha verbrachte die nächsten Tage damit, jede Ausgabe der *literatur fetzen* Satz für Satz, Wort für Wort in sich aufzusaugen. Auf diese Weise vermochte sie die Präsenz ihres abwesenden Vaters zu erspüren.

Erst eine Woche später riss sie das beigefügte Briefchen auf. Sie zog einen Zettel heraus, auf dem eine E-Mail-Adresse zu lesen war: redaktion@literaturfetzen.de

Keisha zögerte lange. Im Oktober, als die siebte Ausgabe erschienen war, fasste sie endlich den Mut, und schrieb eine E-Mail an die Redaktion der Zeitschrift:

„Liebes Team, zum einjährigen Geburtstag wünsche ich euch alles Gute!“





Susan Madsen

Das Magazin „literatur fetzen“
und der Deutsche PEN laden ein....

Lust auf Poesie?
Neue Talente gesucht!

Poesie ist eine feine Sache. Sich poetisch auszudrücken hilft, vieles auf den Punkt zu bringen, was einem am Herzen liegt oder was das Innere umtreibt.

PEN Deutschland, die älteste und renommierteste Schriftstellervereinigung Deutschlands, möchte in Zusammenarbeit mit den „literatur fetzen“ neue Talente zum poetischen Schreiben motivieren. Besonders junge Menschen sind aufgerufen, sich dieser kreativen Ausdrucksform zuzuwenden. Dies kann in Form von Lyrik oder kurzer Prosa erfolgen.

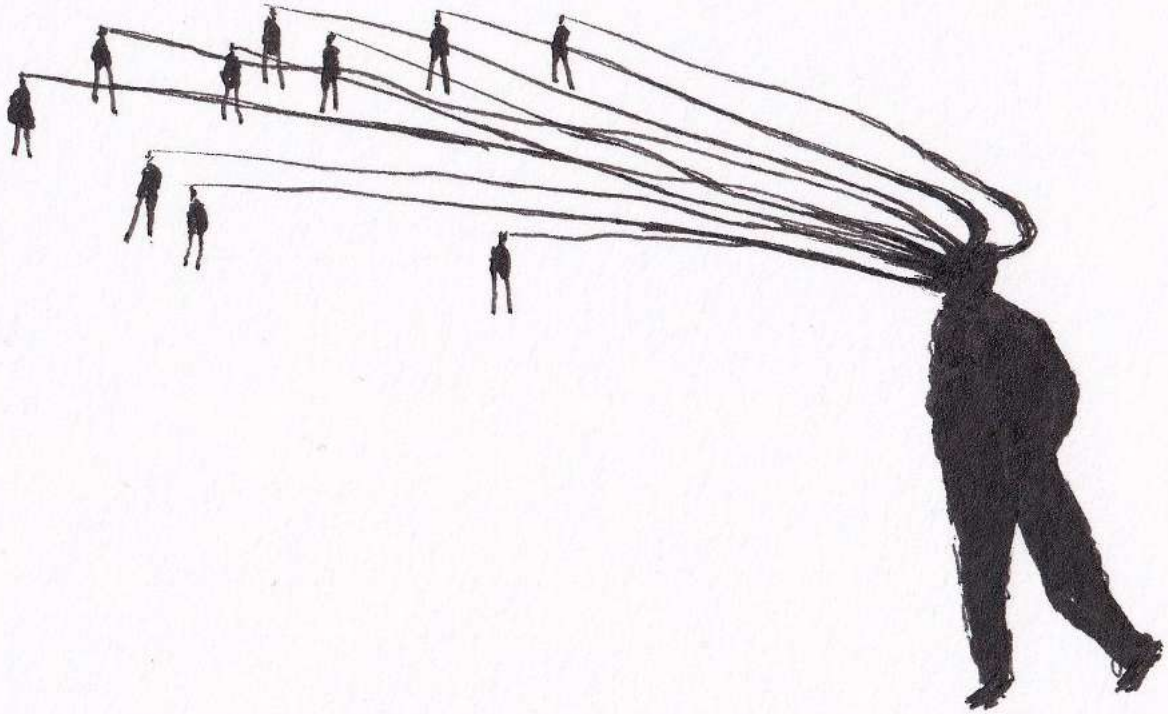
„Literarisches Schreiben eröffnet neue Denk-Welten – für sich selbst und für andere.“
Dies betont Michael Landgraf, Generalsekretär des PEN Deutschland und Leser der „literatur fetzen“.
„Wer schreibend kreativ ist, reflektiert sich und die Gesellschaft, lässt Bilder in Köpfen entstehen und entwickelt nicht selten Visionen für eine bessere Welt.“

Daher bitten der PEN Deutschland und die „literatur fetzen“, gerne Texte der Redaktion zuzusenden. Alle notwendigen Informationen sind unter www.literaturfetzen.de zu finden.



Michael Landgraf,
Generalsekretär des PEN Deutschland.





Liebe Leute, guten Tag miteinander,

Danke dafür, dass Sie sich unserer angenommen haben, hoffentlich für sich feststellen, dass diese Geburtstagsausgabe Sie einlädt, sich mit uns anzufreunden. Und dass sich dies gar lohnen würde, ehrlich. Wir arbeiten mit Freude und immer stärker werdendem hoffenden Optimismus für ein Literaturmagazin, das unsere Stimmen auch im Jahr 2 hörbar machen hilft oder gar ermöglicht. Wunsch unserer gesamten Redaktion ist es, ein Magazin zu machen, welches seinen Namen mit Recht trägt. Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, Ihnen unser großes und herzliches Dankeschön vom Verlag und der Redaktion für eben diese Möglichkeit, uns mit unseren „literatur fetzen“ auch in Zukunft weiterzuentwickeln - und Sie an unserer Seite zu wissen.

Jetzt zur bald erscheinenden Ausgabe 08, sie erscheint am 1. Dezember dieses Jahres. Das von uns angedachte Thema für diese Ausgabe lautet:

„Wahrheiten und andere Türen“.

Wenn man sich ganz vorsichtig der Begriffsdefinition der Wahrheit nähert, dann erahnt man, was wir Ihnen mit dieser Ausgabe servieren werden oder gar zumuten. Was aber ist denn Wahrheit? Die Begriffsdefinition von Wahrheit bezieht sich auf die Übereinstimmung von Aussagen oder Urteilen mit einem Sachverhalt oder der Wirklichkeit. Wahrheit wird oft als korrekte Wiedergabe der Realität angesehen und kann auch die Übereinstimmung einer Aussage mit einer bestimmten Absicht oder einem bestimmten Sinn beinhalten. In der Philosophie und Logik wird Wahrheit als Ergebnis eines Prozesses des Erkennens ursprünglicher Zusammenhänge betrachtet.

Der wichtigste Hinweis wie immer am Ende der Ausgabe: Sie wissen, wir veröffentlichen jede Ausgabe unmittelbar nach ihrem Erscheinen kostenlos auf der Webseite www.literaturfetzen.de. Dies werden wir auch weiterhin tun. Aber wichtig: Die „literatur fetzen“ gibt es natürlich auch als gedruckte Ausgabe und ist sogar im Abonnement zu beziehen. Jedes Abo durch Sie ist für uns sehr hilfreich und macht uns wieder eine Runde stabiler. Wir glauben auch ganz fest, dass ein Abo von uns ein mehr als wunderbares Geschenk ist. Wir von der Redaktion und vom Verlag freuen uns heftig darüber, wenn Sie dies auch so sehen und uns verschenken.

Ihnen unseren Dank nebst den herzlichen Grüßen.
Peter Reuter für die Redaktion der „literatur-fetzen“

PS: Abonnement „literatur fetzen“ nicht vergessen.

literatur fetzen №7

10.2026



rittiner&gomez

9 783967 634457 15.- € (D)

Redaktion-Literatur-Fetzen@t-online.de